Econ.

3 1761 09618235 7

F. Th. v. Bernhardi.

Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie im XIX. Jahrhundert.

LIBRARY
JAN 25 1902
UNIVERSITY OF TORONTO

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Universität zu Jena

vorgelegt von

Fritz Demuth.

Jena.
1900.

F. Th. v. Bernhardi.

Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie im XIX. Jahrhundert.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Universität zu Jena

vorgelegt von

Fritz Demuth.

Jena.
1900.

Genehmigt von der philosophischen Fakultät Jena auf Antrag des Unterzeichneten.

Jena, den 28. November 1899.

Prof. Dr. Pierstorff,
d. Z. Dekan.

Im Anfange der 90er Jahre erschienen „Erinnerungen aus dem Nachlasse Th. v. Bernhardis“. Das Werk erregte als Quellenschatz zur Geschichte des XIX. Jahrhunderts aufserordentliches Aufsehen, und fast jede bedeutende deutsche Zeitschrift, historischen oder belletristischen Inhalts, widmete dem Autor und seinen Aufzeichnungen eine ausführliche Besprechung.

Man sah mit Staunen, welche Rolle dieser fast unbekannte Mann in der Geschichte seiner Zeit gespielt hatte, man beschäftigte sich mit seiner Persönlichkeit und entdeckte, dafs er ein genialer Geschichtsschreiber nicht nur der Gegenwart, auch der Vergangenheit gewesen war, man erinnerte sich, dafs Moltke von ihm, als dem ersten Kenner der Kriegswissenschaft in Deutschland gesprochen hatte, man lobte und pries Bernhardi in allen Tonarten, und doch wurde man dem grofsen Manne nicht völlig gerecht. Mit wenigen Ausnahmen übersah man seine Thätigkeit als Nationalökonom. Sein Werk: „Versuch einer Kritik . . .“, wurde wohl erwähnt, aber doch nur der Vollständigkeit wegen, um auch diese Seite seiner Thätigkeit nicht ganz aufser Acht zu lassen.

Ein grofser Mann ist grofs auf jedem Gebiete, auf dem er sich ernsthaft bethätigt. Der grofse Historiker Bernhardi ist auch ein grofser Nationalökonom. Aber wird seine Bedeutung auf diesem Gebiete hinreichend anerkannt? Man mufs diese Frage unbedingt verneinen.

Ich will den Nationalökonomen Bernhardi und sein Werk meiner Betrachtung unterziehen. Aus zwei Gründen stellte ich mir diese Aufgabe; weil ich Bernhardi als wissenschaftliche Gröfse bewundere, und weil ich für den Menschen Bernhardi, so weit ich ihn aus seinen Schriften kenne, die wärmste Sympathie empfinde.

Bernhardis Lebenslauf ist ein höchst eigenartiger und soweit es mir zum Verständnis seines Wesens notwendig erscheint, will ich ihn hier wiedergeben. [1])

Felix Theodor Bernhardi wurde am 6. November 1802 zu Berlin geboren.

Sein Vater August Ferdinand Bernhardi war Philologe und ein nicht unbeachteter Schriftsteller. Er starb als Konsistorialrat und Direktor des Friedrich-Wilhelm Gymnasiums zu Berlin.

Seine Mutter Sophie war die Schwester des romantischen Dichters Ludwig Tieck. Als unser Bernhardi zwei Jahre alt war, liefsen sich seine Eltern scheiden. Kurze Zeit darauf heiratete die Mutter einen deutsch-russischen Edelmann, Herrn von Knorring.

Sophie v. Knorring war die Schwester ihres Bruders, damit ist ihr Charakter im wesentlichen bestimmt. Sie schrieb Romane, die höchstens als Durchschnittsleistungen zu bezeichnen sind, führte ein unruhiges Wanderleben und verstand es, sich die Freundschaft der hohen Aristokratie zu verschaffen.

Die ersten Kinderjahre Bernhardis vergingen in Rom durchaus im Zuschnitte der vornehmsten Lebensführung. Die Eltern verkehrten freundschaftlich mit der Erzherzogin Maria Anna, einer Schwester des Kaisers Franz, und mit anderen hochgestellten Personen.

1807 ging die Familie nach Wien, wo sie einen Kreis von Schöngeistern um sich vereinigte, dem neben den Brüdern Schlegel und Tieck als glänzendste Erscheinung Frau von Staël angehörte, deren affektiertes Gebahren dem Knaben mifsfiel.

Karoline Schelling, die Frau des Philosophen, schrieb während der Zeit des Aufenthaltes der Familie von Knorring in München (1808—11) über Th. Bernhardi: „. . . er ist ein herrliches Kind . . ., durchaus edel in Gesinnung, heroisch und tapfer; er spricht sich aus weit über seine Jahre.“

Die Vermögensverhältnisse des Stiefvaters waren während des Wanderlebens, das er führte, in Zerrüttung geraten, so dafs er sich genötigt sah, die Verwaltung seiner Güter in Esthland persönlich zu übernehmen. Der unsteten Lebensführung entsprachen die unklaren Anschauungen, die in diesem Kreise herrschten. Man war liberal und hafste doch die französische Revolution, man schwärmte für Deutschland und deutsches Wesen, was nicht daran hinderte, die

[1]) Th. v. Bernhardi: „Erinnerungen.“ Leipzig 1893. Bd. I, II.

Rückkehr Napoleons von Elba als die des Befreiers zu bejubeln und Blücher den „unwissenden Husaren“ zu verachten.

Eine Oberflächlichkeit des Denkens machte sich überall bemerkbar, in der der junge Bernhardi den sittlichen Ernst vermifste. Ein Beispiel: Die Eltern schwärmen für Dante und durch ihre Begeisterung wird Bernhardi veranlafst, die „göttliche Komödie“ zu lesen. Jetzt stellt sich heraus, dafs die Eltern das Werk gar nicht kennen; der Sohn vermittelt es ihnen, und nun finden sie Dante geschmacklos.

Von einer Erziehung des Knaben war keine Rede; er genofs keinerlei Unterricht. Nun ist es überraschend zu sehen, wie er es verstand, sich aus eigener Kraft zu bilden. Aus Büchern, die er zufällig in einer alten Bibliothek fand, lernte er Lateinisch, dann Griechisch und schliefslich die Anfangsgründe der Mathematik.

Wenn man diesen Bildungsgang betrachtet, wird man es verstehen, dafs der Knabe, der sich sein Wissen selber erkämpfte, zu einem Manne wurde, der nicht blind der Autorität folgte.

Das praktische Leben bot Bernhardi mancherlei Anregung. Er beschäftigte sich ernsthaft mit der Landwirtschaft und gewann so eine sichere Grundlage für volkswirtschaftliche Betrachtungen. Starken Einflufs übte auch der Verkehr mit dem Gutsnachbar, Admiral Krusenstern, dem bekannten Weltumsegler, und dem Gutsverwalter Latrobe, einem geborenen Engländer, auf ihn aus. Durch beide lernte er englische Art, Sprache und Wissenschaft kennen.

Bernhardis sehnlicher Wunsch war es, Offizier zu werden; doch den Eltern erschien die diplomatische Laufbahn als die einzig angemessene und er fügte sich ihrem Willen. 1820 bezog er die Universität Heidelberg, um sich dem Studium der Geschichte zu widmen. Er wurde am badischen Hofe eingeführt und hatte dort Gelegenheit, die Führer der liberalen Bewegung, wie Bethmann und Gagern kennen zu lernen. Der Eindruck, den sie auf ihn machten, war ein wenig sympathischer; er bezeichnet sie als Schwätzer.

In Berlin verfafst er sein erstes gröfseres Werk „Rufsland und Polen“. Für die Gesichtspunkte, unter denen es entstand, mag folgende Stelle aus einem seiner Briefe an den Stiefvater zur Erklärung dienen: „Die Liberalen nehmen an, dafs die Welt erst 50 Jahre alt ist, dann wird die Geschichte mit Brettern vernagelt.“

Die Verhältnisse der Eltern wurden immer schlechtere und eines Tages sah sich Bernhardi in die Notwendigkeit versetzt, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen. Ein Staatsexamen hatte er nicht gemacht; er mufste zufrieden sein, ein unbedeutendes Amt bei der kaiserlichen

Kanzlei in Petersburg zu erhalten. In dieser Zeit verlobte er sich mit der Tochter des Admirals Krusenstern, konnte sie aber nicht heiraten, da er beinahe mittellos war.

Viele Beziehungen verbanden ihn mit den Mitgliedern der Petersburger Akademie, die durchgängig Deutsche waren. Im Auftrage der Akademie machte er eine kleine Arbeit, die viel Anklang fand. Ihr Erfolg war die Ursache zur Entstehung der „Kritik . . .“. Krug von der Akademie machte ihm nämlich den Vorschlag, ein kurzes Werk nationalökonomischen Inhaltes zu verfassen und so seine Befähigung für eine freigewordene Stelle an der Akademie nachzuweisen.

Es entstand der „Versuch einer Kritik der Gründe, die für grofses und kleines Grundeigentum angeführt werden.“ Als ein selbständiger Kopf, welterfahren und gründlich historisch vorgebildet, ging Bernhardi an die Arbeit. 1844 begann er das Werk, aber durch Krankheit verhindert, vollendete er es erst 1847. 1849 erschien es im Druck.

Der Erfolg blieb aus. Köppen von der Akademie tadelte, dafs es nicht den Statistiker verriete. — Es ist das einzige Werk nationalökonomischen Inhalts, das Bernhardi geschrieben hat; aber es steckt in ihm soviel Arbeit und Wissen, wie auch persönliche Selbständigkeit, dafs man wohl ein Recht hat, von Bernhardi als Nationalökonomen zu reden.

Das weitere Leben des Verfassers hat nur nebensächliches Interesse für unseren Zweck. 1849 vermählte er sich und ging nach Deutschland. 1865 wurde er Legationsrat in preufsischen Diensten. An dem Feldzug von 1866 nahm er als preufsischer Militärbevollmächtigter bei den italienischen Truppen teil. 1869—1871 war er in verschiedenen diplomatischen Aufträgen thätig. Dann zog er sich auf sein Gut Kunnersdorf in Schlesien zurück, wo er am 12. Februar 1887 starb. Von seinen weiteren Werken sind zu nennen: „Geschichte Rufslands in den Jahren 1814—1831“. „Denkwürdigkeiten des Grafen Toll“. „Vermischte Schriften“. „Friedrich der Grofse als Feldherr“. „Reiseerinnerungen aus Spanien“ und die aus seinem Nachlasse herausgegebenen „Erinnerungen“.

Ich wende mich jetzt zur Betrachtung des Werkes, dessen Bedeutung zu beleuchten ich mir als Aufgabe gestellt habe. Zwei Wege der Betrachtungsart bieten sich mir. Ich kann die Ansichten Berhardis zusammenfassen und nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet wiedergeben, und ich kann mich bei der Inhaltsangabe an die Einteilung des Stoffes halten, die Bernhardi selbst wählte. Ich habe den letzteren Weg vorgezogen und zwar aus folgenden Gründen: Es

kommt mir nicht nur darauf an, die Ansichten Bernhardis wiederzugeben; meine Darstellung soll auch ein Bild von der Art und Weise gewähren, wie er sie vorträgt. Wie schon der Titel sagt, ist das Werk polemischer Natur; es unterzieht auf systematische Art die klassische Nationalökonomie einer Kritik. Den Aufbau dieser Kritik aber, den inneren Zusammenhang, glaube ich nicht deutlicher enthüllen zu können, als wenn ich mich an Bernhardis Gruppierung des Stoffes halte.

I.

Nicht ein umfassendes Compendium soll das Werk sein. „Es kann nur einen Wert haben, insofern es aus selbständigem Nachdenken hervorgegangen ist," so schreibt der Verfasser in der Vorrede. Thema ist die Frage nach den Vorteilen, die grofser und kleiner Grundbesitz gewähren. Beide Bewirtschaftungsarten finden eifrige Verteidiger.

Zur Begriffsbestimmung unterscheidet Bernhardi 1. grofse Güter, deren Besitzer vom Reinertrage leben kann, 2. mittlere Güter, bei denen der Besitzer auch zugleich Unternehmer sein mufs, 3. kleine Güter, bei deren Bestellung der Besitzer selber Hand anlegt. Hier trennt er drei Unterklassen: a) Bauerngüter mit Gesinde und Viehhaltung, b) Halbgüter, deren Ertrag die besitzende Familie ernährt, c) Kleinbauerngüter. Von den kleinen Gütern sind die Grundstücke zu unterscheiden, die nur im Nebenberufe bestellt werden.

Die Hauptgründe, die man allgemein für Grofsgrundbesitz anführt, sind die folgenden: 1. Intelligenz der Besitzer, 2. Kenntnis der Handelsbilanz, 3. rationelle Kultur, 4. Unrentabilität gewisser Produktionen im Kleinbetrieb, 5. Möglichkeit landwirtschaftlicher Nebenbetriebe, 6. bessere Abrundung des Besitzes, 7. gröfserer Kredit, 8. die Fähigkeit, Unglücksfälle leichter zu ertragen, 9. der verhältnismäfsig geringere Bedarf an Gebäuden und Vieh, 10. bessere Arbeitseinteilung, 11. Arbeitsteilung, 12. billigerer Einkauf, 13. gröfserer Reinertrag. Dieser letzte ist der Hauptpunkt, auf den alle anderen Gründe hinarbeiten.

Also die Erzielung eines hohen Reinertrags ist der Vorteil, den der grofse Grundbesitz vor dem kleinen bietet. Was aber ist der Reinertrag und welches ist seine volkswirtschaftliche Bedeutung? Die Theoretiker der Nationalökonomie in England und ihre deutschen Schüler sehen den Reinertrag in dem Überschufs des Wertes eines

Produktes über die Kosten der Produktion; sie halten die Erzielung eines hohen Reinertrags für die Aufgabe der Volkswirtschaft, seine möglichst grofse Steigerung für das Ziel der Politik.

Bernhardi meint, wenn er die Stichhaltigkeit der Gründe, die man für Grofsgrundbesitz anführt, prüfen wollte, dann müsse er als Grundlage die Lehre vom Reinertrag seiner Kritik unterziehen. Er thut dies in den §§ 4–16 seines Werkes. Dieser Abschnitt ist an sich durchaus selbständig; er umfafst eine Kritik der gesamten englischen Theorie der Nationalökonomie. Man kann wohl sagen, der Verfasser ist zu bescheiden gewesen, um sein Werk als Bekämpfung der klassischen Nationalökonomie zu bezeichnen; er kleidete deshalb seine Gedanken in die Behandlung einer Spezialfrage ein, die ihm Gelegenheit bot, die englische Theorie einer umfassenden Prüfung zu unterwerfen.

Die eingeschobene Abhandlung zerfällt in zwei Teile, eine Auseinandersetzung über grundlegende Dinge und eine Betrachtung des reinen Einkommens. Zu den Grundfragen rechnet Bernhardi die Erkenntnis des Wesens der Gesellschaft, ferner die Erklärung der Begriffe „Wert“ und „Produktion“, endlich die Untersuchung des Wesens der Arbeit.

Der Reinertrag oder das reine Einkommen ist in der Grundrente und dem Kapitalgewinn enthalten, die Bernhardi im zweiten Teile seiner Ausführungen betrachtet.

Bernhardi stellt an die Spitze seiner Erörterungen als grundlegende Vorfrage die Untersuchung des Begriffs „Gesellschaft“. Aus welchen Gründen es ihm notwendig erscheint, von diesem Punkte auszugehen, giebt er folgenderart an:

Man hat versucht die Menschen als vereinzelte Wesen aufzufassen, die nur im wirtschaftlichen Verkehre gemeinsamen Gesetzen unterworfen sind. Die Wirkung gesellschaftlicher Verhältnisse auf das Individuum leugnete man. Aus der Art, wie sich der isolierte Mensch im Leben des Verkehrs bethätigen würde, glaubte man die Gesetze der theoretischen Nationalökonomie abstrahieren zu können.

Selbst angenommen, sagt Bernhardi, dafs es angängig wäre, das Verkehrsleben aufserhalb des Gesamtbildes der Volkswirtschaft zu betrachten, so darf man doch nicht das Verhältnis von Mensch und Gesellschaft aufser Acht lassen. Denn der Zustand der Gesellschaft bestimmt die Entwicklung des Verkehrslebens, beeinflufst Konsumtion und Produktion. Jede Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse muss eine Verschiebung des Verkehrslebens zur Folge haben. Mensch

und Gesellschaft stehen in Wechselwirkung zu einander; denn wie die Entwicklung des menschlichen Geistes die gesellschaftlichen Zustände beeinflufst, so wird die Art, wie der einzelne Mensch sich bethätigt, durch die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt.

Die Thätigkeit eines jeden Menschen hat eine gewisse Wirkung auf die Gesellschaft. Wenn man sich darüber klar ist, dann mufs man sich fragen, welche Schranken das Interesse derselben der Thätigkeit des Einzelnen auferlegen mufs. Um diese Frage beantworten zu können, mufs man sich vom Wesen der Gesellschaft ein deutliches Bild machen.

Ferner ist zu beachten, dafs die Menschheit in Nationalstaaten lebt, denen die Selbsterhaltung heiligste Pflicht ist. Um seinen Bestand zu sichern, mufs der nationale Staat von seinen Bürgern Opfer fordern. Auch diese allgemeinen Verhältnisse machen die Betrachtung des Wesens der Gesellschaft notwendig.

Und endlich, wenn die politische Ökonomie sich nicht darauf beschränken will zur blofsen Beschreibung zu werden, dann hat sie nur einen Weg, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Sie mufs fragen, wie ist die Gesellschaft beschaffen und welche sind ihre höheren Zwecke, um dann angeben zu können, auf welchem Wege diese Zwecke am besten verfolgt werden.

Aus diesen Ausführungen geht hervor, wie Bernhardi die Wissenschaft der politischen Ökonomie auffafst; sie ist ihm eine Gesellschaftswissenschaft, die einen praktischen Zweck hat, und zwar den, nicht blofs historisch zu beschreiben, sondern praktischen Staatsmännern die Wege zu weisen, die sie zur Erreichung der Ziele des wirtschaftlichen Lebens einzuschlagen haben.

Bernhardi kommt zu dem Ergebnis, dafs die Erkenntnis des Wesens der Gesellschaft „das bestimmende Gesetz für die praktischen Teile der politischen Ökonomie gewährt“ (S. 46).

Er fährt fort: Zwei Anschauungen vom Charakter der Gesellschaft sind im Laufe der Jahrhunderte besonders scharf hervorgetreten, die des klassischen Altertumes und die der Aufklärungszeit. Beide stehen im Gegensatze zu einander. Dem Altertum erscheint der Staat als ein Wesen, um dessentwillen die Bürger da sind, dessen Verherrlichung der einzige Daseinszweck ist. Der Mensch ist in dieser Auffassung nur ein Teil des Ganzen. Anders in der Neuzeit. Das Individuum wird jetzt zum Selbstzweck, seinem Eudämonismus dient der Staat, indem er Sicherheit der Person im Inlande und dem Auslande gegenüber gewährt.

Bernhardi stellt eine dritte Ansicht auf. Er folgert: Der Zweck des Daseins liegt „in der Entwicklung des geistigen und sittlichen Lebens“ (50). Dieser Zweck kann nur in der Gesellschaft erreicht werden; denn in ihr leben die ewigen Interessen der Menschheit ein ewiges Leben, während die Individuen sterben. Darum ist die Gesellschaft kein durch Vertrag geschlossener Verein, sondern ein „an sich notwendiges, ethisch-organisches Ganze“, das „eigenes Leben in sich trägt (S. 51). Aber das Individuum geht nicht in der Gesellschaft unter; nein, diese ist nur da, um es dem Individuum zu ermöglichen, seine Bestimmung zu erfüllen; denn der Staat hat die Aufgabe „mit der ganzen Kraft vollen Bewufstseins die Zwecke der Menschheit zu fördern“ (S. 51).

Bernhardi prüft die Ansichten der englischen Theoretiker; er fragt, welcher Zweck erscheint ihnen als der des Daseins und welche Ansicht über die Gesellschaft ergiebt sich aus dieser Erkenntnis?

Der hierher gehörende Ideenkreis weist auf Locke hin. Von ihm lernten die Physiokraten und von diesen lernte A. Smith. Bernhardi behauptet, dafs A. Smith „jede Ansicht, die in der Entwicklung geistigen Lebens den letzten Zweck menschlicher Thätigkeit erkennt, unendlich fern“ liegt (S. 59). Er beweist dies folgenderart: A. Smith erklärt die Entwicklung der menschlichen Kultur bewirkt durch die Steigerung der materiellen Bedürfnisse und nur durch diese. Ein Luxusprodukt, wie viele andere auch, sind Künste und Wissenschaften. Auch sie dienen nur dem materiellen Wohlbehagen. Der Schulunterricht wird von ihm als notwendig hingestellt, nicht etwa der geistigen Ausbildung wegen, sondern damit der Aberglaube und mit ihm „Religionskriege und dergleichen Unfug“ (S. 54) verschwinden. Geistliche und Gelehrte soll man in freier Konkurrenz ihren Unterhalt suchen lassen; dann werden sie sich nicht mit Dingen abgeben, die der Allgemeinheit nichts nützen.

Bernhardi findet in der Smith'schen Schule überhaupt keine feste Ansicht vom Wesen der Gesellschaft. Zwei Anschauungen treten nebeneinander hervor. Den Unterthanen gegenüber gedacht, ist der Staat ein Mechanismus für die Zwecke des individuellen Eudämonismus. Ganz im Gegensatz hierzu wird er allein oder im Verhältnis zu anderen Staaten betrachtet, Selbstzweck; ein egoistisches Wesen mit egoistischen Interessen. Er will Macht haben, und um ihm hierzu zu verhelfen, sollen die Bürger reich sein.

Wenn man A. Smith den Widerspruch, der in diesen beiden Anschauungen liegt, vorwürfe, dann, meint Bernhardi, würde er ant-

worten, ein mächtiger Staat könne seine Bürger am wirksamsten schützen, die Opfer, die er von ihnen verlange, seien also nur scheinbare. Aber wie, fragt Bernhardi, kann man bei solchen eudämonistischen Ansichten Opfer der Gegenwart im Interesse der fernen Zukunft rechtfertigen?

Die Erklärung des Widerspruchs findet Bernhardi in dem Nationalstolz der Engländer, der ihm seinen Staat als einen möglichst reichen und damit mächtigen wünschen läfst.

Bernhardi schafft in diesen Ausführungen die Grundlage seiner Betrachtungen. Seine Anschauung vom Wesen der Gesellschaft ist eine ethisch-soziale, und so trägt auch das ganze Werk einen ethischen Charakter. A. Smith geht in seinem berühmten Werke von einer psychologischen Betrachtung des Menschen aus; seine Auffassung ist eine psychologisch vereinzelnde. Ricardo beginnt mit einer Abhandlung vom Werte; er schafft eine abstrakte Verkehrstheorie. Bernhardi stellt an die Spitze seiner Betrachtung als Grundgesetz die Erkenntnis des Staates; sein Werk ist ein wirklich volkswirtschaftliches.

Um eine gründliche Kritik üben zu können, hält es Bernhardi für notwendig, „auf die ersten Grundsätze des englischen Systems“ einzugehen. Er beginnt mit der Erörterung der Begriffe Wert und Produktion.

Bernhardis Definitionen bringen nichts wesentlich Neues. Er selbst sagt, dafs er sich der Werttheorie anschliefse, die in der deutschen Wissenschaft von Hufeland bis Lotz sich herausgebildet habe. Die Brauchbarkeit eines Gutes ist sein Wert, die Fähigkeit, Bedürfnisse zu befriedigen, sein Gebrauchswert, die Fähigkeit, gegen andere Güter vertauscht zu werden, sein Tauschwert. Der Tauschwert eines Gutes hängt von seinem Gebrauchswerte ab. Der Käufer, der zum Wiederverkaufe ein Gut ersteht, beachtet zwar unmittelbar nur den Tauschwert. Da aber ein jedes Gut zum Verbrauche bestimmt ist, so bleibt zuletzt stets der Gebrauchswert mafsgebend.

Vom Werte ist der Preis zu unterscheiden. Der „Wert liegt in der Natur des Gutes selbst“ (S. 70), er ist „eine den Gütern anklebende Eigenschaft“ (S. 72). Wenn man sagt, ein Gut hat Tauschwert, dann heifst das, seine Brauchbarkeit ermöglicht die Erzielung eines Preises. Tauschwert ist die objektive Ursache des Preises, dessen subjektive Ursache in den Bedingungen, unter denen ein Gut hervorgebracht ist, den Produktionskosten liegt. Die englische Theorie verkennt das Wesen des Wertes, wenn sie lehrt, dafs die Höhe der

Produktionskosten den Tauschwert und den Preis der Güter bestimmt und dafs der Preis der nicht beliebig vermehrbaren Güter ein Monopolpreis, eine Ausnahme sei.

Die Engländer sagen, der Kapitalgewinn stelle sich in allen Gewerben gleich hoch, indem das Zuströmen bezwecks Abfliefsen der Kapitale bei zu hohem oder zu niedrigem Gewinne regulierend wirke. Die Übergangszeiten aber, in denen der Gewinnsatz übermäfsig grofs oder zu gering ist, beachten sie nicht und doch tritt hier die Bedeutung des Wertes klar hervor. Nicht nur zu grofse oder zu geringe Produktion sind die Ursachen dieser Erscheinungen, den betreffenden Gütern wird ein anderer Wert beigelegt. Die Wertschätzung ist eine subjektive Bethätigung des menschlichen Geistes. Der Geist, „der örtlich und in der Zeit herrscht“ wirkt „gestaltend auf die Güterwelt“ (S. 75), durch die Veränderungen, denen die Wertschätzung unterworfen ist. Bei Betrachtung des Wertes wird es klar, dafs im Wirtschaftsleben nicht Naturnotwendigkeit waltet, sondern der bestimmende Wille des Menschen.

Für die Beurteilung des Reichtums eines Volkes ist die Menge und Natur der Güter mafsgebend, die ihm zur Verfügung stehen, berechnet nach dem Gebrauchswerte. Eine Berechnung des Reichtums nach dem Tauschwerte der Güter würde nur angeben, in welchem Verhältnisse zueinander die Güter geschätzt werden.

Was die Produktion ist, ergiebt sich aus dem Angeführten von selbst, die Schaffung oder Erhöhung von Gebrauchswerten.

Man darf bei Beurteilung dieser Ausführungen nicht vergessen, dafs es sich hier um kein Lehrbuch handelt. Für ein solches wären sie sicher nicht erschöpfend. Aber für Bernhardi kam es nur darauf an, die Grundlagen seiner Betrachtung zu entwickeln. Richtig erkennt er das Subjektive im Wertbegriffe. Sowohl Gebrauchs- als Tauschwert beruhen nur im Geiste des Menschen, sie sind also psychologische Begriffe, nicht die Resultate von Naturgesetzen. Daraus zieht er die wichtige Folgerung, dafs es sich im Wirtschaftsleben nicht um Naturgesetze handelt, wie sie die englischen Theoretiker entwickeln wollte, sondern um Bethätigungen des menschlichen Geistes und der menschlichen Kultur.

Bernhardi prüft die hierher gehörigen Lehren der englischen Theorie. Er kommt zu dem Ergebnis, dafs der Unterschied zwischen seiner und der Betrachtungsweise der englischen Gelehrten darin besteht, dafs er die Volkswirtschaft als Ganzes betrachtet und infolge-

dessen den Gebrauchswert betont, jene sie als die Summe von koordinierten Einzelwirtschaften darstellen und nur den Tauschwert berücksichtigen. Bernhardi verwahrt sich dagegen, dafs er alle seine Gegner auf gleiche Stufe stelle. Er erkennt an, dafs sich Smith häufig zu einer Betrachtung der Volkswirtschaft als Ganzem erhebt; so, wenn er die Interessen der Konsumenten betont oder die Merkantilpolitik verurteilt, gegen die er anführt, dafs sie dem Ganzen keinen Nutzen bringe. Aber Smith kommt zur Berücksichtigung des Ganzen immer nur auf Umwegen, auch in den beiden angeführten Fällen. Daneben laufen Betrachtungen, die ganz einseitig die Einzelwirtschaften in den Vordergrund stellen.

A. Smith teilt den Wert in Gebrauchs- und Tauschwert grundlegend ein. Den Gebrauchswert aber läfst er ganz aufser Acht. Er geht von der Arbeitsteilung aus, nach deren Durchführung der Mensch auf den Tausch angewiesen ist, „in gewissem Sinne ein Kaufmann“ wird (S. 80). Auf diesem Grundsatze bauen sich seine Ausführungen auf, in denen er alle Erscheinungen vereinzelt betrachtet. Im Staate sieht er nur die Gesamtheit der koordinierten Einzelwirtschaften. Gewifs, sagt Bernhardi, die einzelne Familie kann ihre Erzeugnisse nur zum Teil selbst verzehren, sie ist auf den Tausch angewiesen und für sie ist der Tauschwert wichtig, die ganze Volkswirtschaft aber produziert ihren Bedarf zum weitaus gröfsten Teil selbst. Ihr Reichtum ist nach der Menge der Gebrauchsgüter zu beurteilen, die sie hervorbringt.

Im XX. Kap. seines Werkes betont Ricardo richtig diesen Gedanken. Auch das Wesen der Produktion erkennt er, wenn er sagt, ein Volk könne zu einer Zeit dreimal so viel hervorbringen, als zu einer anderen, ohne dadurch den Tauschwert der gesamten Produktionsmenge zu erhöhen. Aber Bernhardi erhebt zwei Einwände, nämlich den, dafs Ricardo seine Werttheorie nur aus Gründen der Tendenz bildet, und den, dafs diese Theorie in seinem Werke nicht folgerecht durchgeführt ist.

Ricardo ist ein Vertreter der kapitalbesitzenden Klassen, denen er nach Geburt und Beruf angehört. Den Schwerpunkt der Volkswirtschaft sieht er in den Gewerben im Gegensatz zu A. Smith, der auch die Interessen der Landwirtschaft betonte. Die Idee seines Werkes ist Opposition gegen die Getreidezölle, die den Anbau schlechten Bodens erzwingen und so eine Schmälerung des Gewinns herbeiführen. Um sie zu beseitigen, kommt er zu seiner Werttheorie. Das Nationaleinkommen geht unter der Einwirkung der Getreidezölle zurück, da

diese bewirken, dafs heimisches Getreide mit gröfseren Kosten gebaut wird, als man es aus dem Auslande erhalten könnte. Zwar nicht an Tauschwert geht das Nationaleinkommen zurück, aber an Gebrauchswert. — Die erste Behauptung Bernhardis ist also bewiesen, obwohl in dem Vorhandensein einer Tendenz nicht ein Vorwurf liegen kann, wie das Bernhardi andeutet.

Zum Beweise für die zweite Behauptung, dafs Ricardo seine Werttheorie nicht durchführt, zieht Bernhardi den Lehrsatz Ricardos heran, Arbeit sei die einzige Quelle des Reichtums. Allerdings, sagt Bernhardi, ist Arbeit der vornehmste Grund des Erwerbs. Auch zu einer Zeit, zu der es noch keine Kapitalien, keinen Grundbesitz gab, hat sie die Rolle gespielt, die ihr Ricardo zuschreibt. Aber in vorgeschrittenen wirtschaftlichen Zuständen ist es nicht mehr so. Ricardo verwechselt Produktion und Erwerb. Seinem Lehrsatze entsprechend, läfst Ricardo den Anteil der einzelnen am Nationaleinkommen von der Menge Arbeit abhängen, die an den von ihm in den Verkehr geworfenen Gütern haftet. Auch hier übersieht er den Wert. Eine weitere Folge ist die verkehrte Auffassung der Begriffe Tauschwert und Preis bei Ricardo. Er hält den Preis für die wirklich erhaltene Zahlung, den Tauschwert für das an sich notwendige, durch die Produktionskosten bestimmte Preisverhältnis. Derart aber geht der ganze Wertbegriff verloren.

„Charakteristisch“ nennt es Bernhardi, dafs die Schüler Ricardos das Richtige in seiner Werttheorie nicht haben gelten lassen wollen und dafs sie dem Tauschwert auch da wieder Wichtigkeit beimessen, wo Ricardo den Gebrauchswert betont hatte.

Bernhardi polemisiert im weiteren Verlaufe mit einem Schüler Ricardos, M'Culloch, den er selbst den „befangensten und einseitigsten Lehrer der politischen Ökonomie“ nennt. Ihm widmet er weite Ausführungen, was bei dem Ansehen, das jener genofs, verständlich, heute aber nicht mehr der Bedeutung des Mannes zu entsprechen scheint. M'Culloch hält es für die Aufgabe der Gesellschaft, die Arbeit quantitativ so ergebnisreich als möglich zu gestalten. Er erkennt also richtig die Bedeutung des Gebrauchswertes. Aber er stellt auch den Satz, dafs die Arbeit allein produktiv sei, an die Spitze der Betrachtung. Um den Widerspruch, der so entsteht, zu heben, erklärt er, Arbeit sei jede Thätigkeit, möge sie nun durch Menschen, Maschinen oder Naturkräfte ausgeübt werden. Der Reichtum hängt einzig von der Kapitalmenge ab, die man besitzt. Ackerbau endlich ist ihm eine

Erwerbsart unter vielen, nicht mehr und nicht weniger wichtig, als jede andere auch.

Aus dem Grundsatze, dafs die Arbeit allein Tauschwert produziert, ergiebt sich ein anderer von selbst, nämlich der, dafs die Natur improduktiv an Tauschwert ist.

Man erklärt, dafs die Arbeit der Natur unentgeltlich geleistet wird, dafs sie jedem in gleichem Mafse zur Verfügung stehe und schliefst daraus, dafs niemand die Möglichkeit habe, für ihre freiwilligen Gaben Ersatz zu verlangen. Um diese Ansicht zu widerlegen, zieht Bernhardi das bekannte Beispiel vom Wein heran, dessen Preis durch Ablagern erhöht wird. Ricardo meint in ähnlichem Zusammenhange, es handle sich hier um einen Ersatz für den Kapitalgewinn, den der Unternehmer dadurch verliere, dafs er den Wein nicht sogleich nach vollendeter Produktion verkauft habe.

Bernhardi erwidert, dafs der angegebene Grund für den Produzenten ausreichend sei, nicht für den Käufer. M'Culloch erklärt eine Wertsteigerung für vorliegend. Diese sei eine Folge neuverwandter Arbeit, nämlich solcher der Naturkräfte, die den Wein veredeln. Diese Arbeit wird durch das Kapital in Bewegung gesetzt, das der Wein darstellt.

Bernhardi meint, die Engländer wollen beweisen, dafs es auch da, wo die Natur allein produziert, dem Verkäufer unmöglich sei, sich den Erfolg dieser Produktion ersetzen zu lassen.

Während man sich abmüht, den Satz von der Improduktivität der Natur zu verteidigen, übersieht man ihn ganz in der Lehre von den Monopolen. Zu diesen rechnet man auch die Vorzüge des Grund und Bodens, die Kapitalwert haben, wie alle Monopole, deren Nutzung in dem Preise der Produktion vergolten werden mufs, zu deren Herstellung sie mitwirken. Der Hauptfehler der englischen Theoretiker ist es, dafs sie nicht die Kräfte der Natur in chemische und mechanische unterscheiden, von denen die letzteren als Hülfskräfte bei der Produktion „streng genommen“ entbehrlich, die ersteren niemals entbehrlich sind; denn sie schaffen organisches Leben, Tiere und Pflanzen; ohne ihre Wirkung könnte der Mensch nicht leben.

Es ist unbegreiflich, meint Bernhardi, dafs man die Theorie des Malthus kennt, dafs man die Verhältnisse Nordamerikas betrachtet, eines Landes, in dem der grofse Bodenertrag Reichtümer geschaffen und ein rasches Wachsen der Bevölkerungszahl ermöglicht hat, und doch „reiche Naturfonds“ nicht unter die Bedingungen einer erfolgreichen Produktion aufnimmt (S. 129).

Zu erwähnen ist, dafs die in diesen Ausführungen enthaltenen Angriffe sich nicht gegen Smith, sondern nur gegen Ricardo und seine Schule wenden. Aber auch mit dieser Einschränkung sind sie nicht ganz gerechtfertigt. Zunächst spricht Ricardo nicht von einer „Improduktivität der Natur", wie man das aus Bernhardis Worten beinahe vermuten könnte. Er sagt nur, dafs die Hülfskräfte der „ihr Werk unentgeltlich verrichten" und darum dem Tauschwerte nichts zusetzen.[1]) Von den Hülfskräften der Natur unterscheidet er diejenigen, die Monopolcharakter haben; so Grund und Boden,[2]) aber auch Wasserfälle u. dergl. Diese setzen den Produkten Tauschwert zu. Bernhardi beweist nun, dafs die Natur produziert und dafs ohne ihre Hülfe der Mensch nicht leben kann, aber damit sagt er nichts, was Ricardo geleugnet hätte. Es findet sich bei Ricardo kein Wort, das darauf schliefsen läfst, dafs er reiche Naturfonds nicht für wichtig gehalten habe, er sagt nur, die Hülfe der Natur sei bald allgemein zugänglich, bald monopolartig. Dafs diese Einteilung völlig unzulänglich ist, mufs ohne Weiteres zugegeben werden. Ebenso ist nicht zu leugnen, dafs durch die Ausnahmestellung, die man einer grofsen Anzahl von Erscheinungen anweist, indem man sie als Monopol bezeichnet, der ganze Lehrsatz widersinnig wird.

Sehr charakteristisch ist dasjenige, was Bernhardi über die sogenannte immaterielle Produktion schreibt.

Die Physiokraten lehrten, dafs nur der Ackerbau produktiv sei. A. Smith wies die Produktivität von Handel und Gewerbe nach. Er unterscheidet produktive und sterile Klassen, von denen erstere Kapital verzehren und reproduzieren, letztere vom Nationaleinkommen erhalten werden. Zu den sterilen Klassen gehören Gelehrte, Künstler, Soldaten neben Lakaien und Tänzern. Die Lehre von der immateriellen Produktion verdankt dann ihren Ursprung J. B. Say[3]), der hierher die geistige Bethätigung aller derjenigen Berufsarten zählt, deren Leistungen ideeller Natur sind, also nicht in den Verkehr kommen können. Er folgert: Die Nützlichkeit ist die Quelle des Wertes. Nützlichkeit kann erzeugt werden, ohne dafs sie sich in einem sachlichen Gegenstande verkörpert. Das Produkt eines Arztes ist sein Rat; er geht aus der Kenntnis hervor, die der Arzt durch Arbeit erworben hat.

M'Culloch schliefst weiter, jede Thätigkeit sei produktiv, die

[1]) Ricardo „Principles", d. v. Baumstark S. 254/55.
[2]) Ricardo a. a. O. S. 49.
[3]) J. B. Say, Cours complet I, Kap. 5.

den Arbeiter ernähre, ohne den Reichtum der Gesellschaft zu vermindern.

Auch Kartenspiel? wirft Bernhardi ein (S. 138), und fährt fort: Man hat es versucht einzuwenden, immaterielle Güter gehören nicht in die Lehre von der Produktion, sie können nicht in den Handelsverkehr kommen, noch kapitalisiert werden, sind überhaupt nicht mit den wirtschaftlichen Gütern vergleichbar. Aber das genügt nicht, um Say zu widerlegen.

Die Bedeutung dieser Art der Produktion, schreibt Bernhardi, geht weit über die Grenzen der wirtschaftlichen Thätigkeit hinaus, sie sind dem Höchsten im menschlichen Leben gewidmet. „Den Engländer abgerechnet, fühlt wohl jeder, was es bedeutet, wenn der Krieger in den Interessen seines Vaterlandes auch den eigenen Herd der Seinigen verteidigt.“ Hof und Habe werden preisgegeben, „um Güter zu retten, die einer ganz anderen Ordnung angehören.“ Politische Institutionen lassen sich nicht „als ökonomische Güter betrachten, die nur für den Eudämonismus der Gegenwart da sind“ (S. 142). „Vergebens . . müht man sich, die ganze Thätigkeit des Lebens als eine rein gewerbliche darzustellen“ (S. 143).

Die auf Erzeugung sachlicher Güter gerichtete Thätigkeit ist wohl ein Ganzes, aber nur im gröfseren Ganzen des gesamten Lebens. Die Güterproduktion schöpft aus Naturfonds, die einen Kapitalwert gewinnen. Wie soll man hiermit die immaterielle Produktion vergleichen. Die hierher gehörigen Leistungen sind keine Verkehrsgüter, die grofse Mehrzahl von ihnen steht in innigster Beziehung zum Geiste und Körper des Menschen selbst, ja sie ermöglichen überhaupt erst eine gesunde produktive Thätigkeit. Das Leben der Menschen hat nicht nur einen gewerblichen Inhalt, es geht nicht an, die Menschen als Maschinen zu betrachten, die der besseren Erziehung entsprechend kostbar werden, wie Say es thut, der in diesem Sinne den Schulunterricht mittelbar produktiv nennt.

Diese Gedanken über die immaterielle Produktion sind mit edler Wärme von Bernhardi vorgetragen. Das Werk erhält durch sie ein neues Kolorit. Seine Richtung ist eine idealistische.

Betrachten wir noch einmal im Zusammenhange dasjenige, was Bernhardi über Wert und Produktion gesagt hat, so fällt als Fortschritt gegen die englische Theorie zunächst die Betonung des Gebrauchswertes ins Auge. Die Engländer berücksichtigen nur den Tauschwert, weil ihre Lehre das Verhalten des Einzelnen im Verkehr beleuchten will; Bernhardi betrachtet die ganze Volkswirtschaft, nicht

nur Einzelerscheinungen als solche. Darum verwirft er die sophistische Lehre von der „Improduktivität“ der Natur, darum entgeht er dem Fehler, die immaterielle Produktion zu verkennen. Was ich schon oben gesagt habe, kann ich hier nur wiederholen: Bernhardi schreibt wirklich Volkswirtschaftslehre.

Rein theoretisch und für die Beurteilung der Methode Bernhardis ist die Erkenntnis des subjektiven Charakters der Wertschätzung wichtig. Bernhardi erläutert die Abhängigkeit des Wertes der Dinge vom Kulturzustande, er deckt damit den Zusammenhang der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung auf.

Schon wiederholt haben wir den Satz der englischen Theorie erwähnen müssen, der zu ihrem Grundprinzip geworden ist: Arbeit allein ist produktiv an Tauschwert. Aus ihm werden zwei Folgesätze abgeleitet. Jedes Ding hat soviel Tauschwert, als Arbeit auf seine Herstellung verwandt worden ist, und Arbeit schlechthin ist ein Wertmesser.

Bernhardi giebt die Entwicklung der Vorstellung, „dafs Arbeit ein Wertmesser sei.“ Adam Smith lehrt, dafs in unentwickelten Zuständen die Arbeit der einzige Faktor des Preises gewesen sei. Nach Ansammlung von Kapital und nach Okkupierung des Grund und Bodens mufsten auch Kapitalgewinn und Grundrente im Preise ersetzt werden. Nach Smith Ansicht ist also die Arbeit ein Element des Tauschwertes.

Dagegen ist Arbeit ein Wertmesser; denn der wahre Wert eines Dinges, so schreibt Smith, ist gleich der Mühe, die es kostet, dasselbe zu erwerben.[1]) Da es nun stets den Arbeiter dieselbe Mühe kostet, dieselbe Menge Arbeit zu leisten, so ist der Wert einer bestimmten Menge Arbeit ein konstanter. Die Arbeit hat also die für einen Wertmesser notwendige Eigenschaft der Unveränderlichkeit.

Für thatsächliche Berechnungen schafft Smith einen neuen Wertmesser, nämlich Getreide, da die Produktion einer gröfseren Menge Getreide in demselben Klima, verhältnismäfsig zur Gesamtproduktion immer denselben Arbeitsaufwand erfordern wird. Bernhardi wirft ein, dafs hier Wahrheiten verkündet werden, die man einfach glauben solle.

Ricardo verwirft den neuen Wertmesser, da die Kosten der Getreideproduktion nicht die gleichen bleiben, sondern mit steigendem Bedarf höhere werden. Mit Ausnahme der Monopolgüter gilt für alle Produkte die Arbeit als Wertmesser.

---

[1]) Smith, „Inquiry into the . . .“ d. v. Stöpel, Berlin 1878, I, 5 S. 45.

Ricardo meint, anders verhalte es sich beim Aufsenhandel. Hier werden nicht gleiche Mengen Arbeit miteinander vertauscht, das einführende Land müsse die betreffenden Waren nur billiger erhalten, als es selbst sie herstellen könne. A. Smith hatte zur Erklärung dieser Erscheinung ausgeführt: Die reichen Länder seien im stande, die gröfsere Menge Arbeit gegen eine kleinere zu vertauschen, da in ihnen die Edelmetallpreise am teuersten, der Geldpreis der Arbeit und der Erzeugnisse also am niedrigsten sind. Ihm widerspricht Ricardo. Er behauptet, die Edelmetallpreise seien in reichen Ländern am niedrigsten, da hier die Edelmetalle am reichlichsten zufliefsen. Bernhardi schliefst sich seiner Beweisführungen an.

Ricardo führt zwei andere Momente zur Erklärung des Problems an. Erstens ist der Kapitalgewinn, bei der Schwierigkeit und Gefahr Kapitalien im Auslande unterzubringen, in den einzelnen Ländern verschieden hoch, und zwar ist er in reichen Ländern, die Überflufs an Kapitalien haben, am niedrigsten. Zweitens aber arbeiten reiche Länder hauptsächlich mit stehendem Kapital, arme mit umlaufendem. Stehende Kapitale setzen eine gröfsere Menge Arbeit in Bewegung, als umlaufende. Die ersteren sind in Maschinen u. s. w. angelegt; der Vorteil, den Maschinen gewähren, beruht aber darin, dafs die Arbeitsmenge, die sie ersetzen, immer gröfser ist, als diejenige, deren Produkt sie sind.

Nach diesen Ausführungen, „in denen wir Ricardos Scharfsinn und Einsicht bewundern", sagt Bernhardi (S. 190) ist es uns klar, warum reiche Länder eine gröfsere Menge Arbeit im Aufsenhandel hergeben können, um eine geringere dafür einzutauschen.

Aber noch eines ergiebt sich aus Ricardos Ausführungen, nämlich, dafs in internationalen Verhältnissen der Wertmafsstab „Arbeit" nicht brauchbar ist. Wie aber, fragt Bernhardi, wurde Ricardo nicht darauf geführt, dafs der Wert der Arbeit, wie der eines jeden Produktionsfaktors, von ihrer Ergiebigkeit abhängt?

Doch die Arbeit spielt in der englischen Theorie nicht mehr die alte Rolle, meint Bernhardi. Allmählich und „unvermerkt" ist an ihre Stelle das Kapital getreten, so dafs man den alten Satz variieren könnte, die Erzeugnisse zweier „unter denselben Verhältnissen verwandter Kapitalmengen sind an Tauschwert einander gleich" (S. 194). Die Arbeit wird immer abhängig vom Kapital gedacht. Nicht der Arbeiter, der Gewerbsunternehmer ist es, der produziert.

Wie kann man, wiederholt Bernhardi seine Frage, die Verhältnisse in dem aufblühenden Nord-Amerika besprechen, ohne einzusehen,

dafs die hohen Arbeitslöhne eine Folge der grofsen Ergiebigkeit der Arbeit sind.

Bernhardi wendet sich nun zur Betrachtung des Wertes der Arbeit, den die Engländer als konstant angenommen haben. Er unterscheidet die innere Macht der Arbeit, den Wert an sich, und den Wert im gegebenen Falle.

Der erstere ist in hohem Mafse von den beiden übrigen Produktionsfaktoren abhängig und läfst sich nicht gesondert als konstante Gröfse auffassen. Besonders Kapital und Arbeit erscheinen in der Produktion so eng verbunden, dafs man versucht ist, sie als einen Faktor anzusehen.

Für den Wert der Arbeit im gegebenen Falle ist es unmöglich einen Satz festzustellen, der ihrem Anteil an der Produktion genau entspräche. Die Natur produziert allein selbständig, aus ihr und mit ihrer Hülfe schafft man die Güter. Bei diesem Prozesse arbeiten alle drei Produktionsfaktoren in so inniger Verbindung, dafs es nicht denkbar ist, den Anteil eines jeden zu bestimmen.

Im einzelnen bestimmt den Wert der Arbeit ihr Wert an sich, ferner die Möglichkeit sie auf Ausbeutung reicher Naturfonds anzuwenden. Erst nach den Naturfonds kommt die Unterstützung der Arbeit durch „das tote Werkzeug“, das Kapital in Betracht; erst nach ihnen, denn nur aus dem, was Arbeit der Natur entlockt, kann Kapital entstehen. Endlich reiht sich die Arbeitsteilung, oder wie Bernhardi verbessernd sagt, die „innere Ökonomie der Arbeit“ an.

Mit sinkender Ergiebigkeit der Naturfonds sinkt auch der Wert der Arbeit und mit ihm ihr Preis; denn mehr als auf allen anderen Gebieten, wirkt beim Arbeitslohn der Wettbewerb der Arbeitsverkäufer auf den Preis. Dieser Wettbewerb veranlafst ein Sinken des Lohnes bis zur Ermöglichung der Ausbeutung der weniger ergiebigen Naturfonds. Naturgemäfs wird sich die Lage der Arbeiter immer ungünstiger gestalten, da man sich stets weniger ergiebigen Naturfonds zuwenden mufs. Man könnte einwenden, dafs dann die gröfsere Ergiebigkeit der Gewerke den Arbeitern helfen würde. Aber Ricardo lehrt ja, dafs wenn die Gewerke ihre Produkte billiger herstellen, die Preise derselben sinken müssen. Dafs in der historischen Entwicklung die Dinge anders liegen, da die Arbeit erst spät zu freiem Angebot kommt, bemerkt Bernhardi nebenher.

Die Verhältnisse, die uns hier beschäftigen, hat Malthus in seinem „berühmten Werke“ besprochen. Auch Untersuchungen Ricardos kommen in Betracht, „deren hohes Interesse“ Bernhardi nicht leugnet,

obwohl sie ihn nicht befriedigen. Die Lage der Arbeiter kann sich nach Ricardo nicht verändern, solange Kapital und verfügbare Arbeitskraft in demselben Verhältnis stehen. Eine Kapitalvermehrung kann auf zweifache Art wirken: 1. Das Kapital steigt der Gütermenge und dem Tauschwerte nach. Dann tritt eine vorübergehende Verbesserung der Lage ein; die Löhne steigen, infolgedessen aber auch alle Preise. 2. Das Kapital steigt der Gütermenge nach, bleibt aber im Tauschwerte unverändert. Die Besserung ist eine dauernde, bei höheren Löhnen und gleichen Preisen.

Ricardo erkennt auch die Gefahr der Übervölkerung. Um diese zu vermeiden, rät er Eheverbote an und belehrt die Arbeiter, dafs es zu ihrem Heile notwendig sei, die Zahl ihrer Kinder zu beschränken.

Bernhardi meint, es sei natürlich am bequemsten, den Arbeitern die Sorge für ihr Heil zu überlassen. Die Übervölkerungsgefahr erscheint ihm übrigens nur als eine vorübergehende Erscheinung. Nicht als ob er ihr Vorhandensein leugnete; im Gegenteil, er sieht in ihr einen Ansporn zu wirtschaftlichen Fortschritten, der stets mächtig genug wirken wird um die Gefahr zu beseitigen.

Eine Frage aber beantwortet Ricardo nicht. Wie ist es, wenn die Kapitalmenge überhaupt nicht steigt; wenn sich noch dazu die Produktion minder ergiebigen Naturquellen zuwenden mufs. Wird der Unternehmer nicht den geringeren Vorteil erwägen und den Arbeitslohn drücken? Die Verteilung des Ergebnisses der Produktion zwischen Arbeiter und Unternehmer ist das Resultat eines Kampfes, in dem der Arbeiter, als das Schwächere, unterliegen mufs. Die Hilfsmittel, die Ricardo gegen diese Erscheinungen anrät, sind ungenügend. Eine Pflicht des Staates wäre es, die Arbeiter zu unterstützen (S. 212), was auch in seinem eigenen Interesse läge.

In den reichsten, also entwickeltsten Ländern liegen die Verhältnisse durchaus nicht günstig meint Bernhardi. Wenige Reiche werden immer reicher, die Lage der unteren Klassen wird immer elender. Wir haben oben gesehen, dafs in reichen Ländern die Edelmetallpreise am billigsten sind. Da aber diese Länder für den Export arbeiten, so müssen sie den Preis ihrer Ware den in ärmeren Ländern herrschenden, ungünstigeren Geldpreisen anpassen. Ein niedriger Gewinnsatz und ebenso ein niedriger Arbeitslohn wird dadurch zwingend.

Bernhardi erwähnt noch, dafs Ricardos Theorie von der Arbeit in seiner eigenen Schule Widerspruch gefunden hat; er nennt

N. W. Senior. Malthus sucht einen realen Wertmesser, ebenso Thomas Smith. Er findet ihn in dem Mittel des Preises eines Liters Weizen, der dem Tagelohn eines guten Arbeiters in guten Zeiten entspricht und dem wirklich gezahlten Tagelohn.

Der Grundirrtum der englischen Lehre, die Arbeit allein sei produktiv, findet Bernhardi besonders auffallend in den Sätzen, die sich mit der Produktivität des Handels beschäftigen.

Adam Smith verwechselt auch bei dieser Gelegenheit die Begriffe Preis und Wert. Er sieht die Produktivität im allgemeinen darin, dafs durch entgeltliche Mitwirkung der einzelnen Faktoren bei der Produktion der Preis der gewonnenen Güter gesteigert wird; die Produktivität des Handels erklärt er dementsprechend. Notwendige Opfer gelten ihm als Gewinn des Nationalreichtums.

Schon Condillac nennt den Handel darum produktiv, weil er Massengütern durch Versetzung in andere Kreise, Seltenheitswert verleiht. Daraus ergiebt sich, dafs jedes Gut, dem, der es im Handel erhält, mehr wert ist, als er dafür hingiebt. Dagegen wirft Say ein, die ausgetauschten Waren seien immer von gleichem Werte; denn sonst würde der Handel auf einem Betruge beruhen.

In Says Lehre ist die Nützlichkeit die Grundlage des Wertes, sein Mafs ist der Marktpreis, für den nur die durch Arbeit verliehene Nützlichkeit in Betracht kommt. Der Handel ist produktiv, weil er eine Modifikation des Produktes, d. h. eine Steigerung seiner Nützlichkeit darstellt, nämlich die Versetzung in den Bereich des Konsumenten. Bernhardi leugnet, dafs in dem rein technischen Akte des Transportes das Wesentliche des Handels liege.

Say sagt, der Handel vergröfsert den Tauschwert der Güter, also produziert er. Dementsprechend berechnet er den Reichtum eines Volkes nach dem „anerkannten“ Wert = Preis seiner Güter. Was also die Produktion verteuert, das würde den Volks-Reichtum heben, was sie verbilligt, ihn verringern. Man sieht, meint Bernhardi, zu welchen unsinnigen Folgerungen die Idee der Produktion von Tauschwert führt. Auch Say sieht ein, dafs, im Gegensatze zu seinen Ausführungen, die Produkte in reichen Ländern am billigsten sind. Er sagt, „dafs hier eins der dornenvollsten Probleme der politischen Ökonomie vorliegt“ (S. 245). Say hilft sich, indem er ausführt: Arbeit, Kapital und Bodennutzung giebt der Mensch hin, um Güter zu erlangen. Entspricht der erzielte Preis nicht den Kosten, so hat einer der Produktionsfaktoren nicht produziert, da er unersetzt bleibt. Die Produktion ist um so vorteilhafter, je weniger Opfer sie erfordert.

„Jede Ermäfsigung des Preises ist ein Schritt, der die Erzeugnisse der Arbeit den Gütern (d. h. den freien) näher bringt“ (S. 253). Wird ein Gegenstand billiger produziert, so verlieren diejenigen, die einen Vorrat desselben besitzen, der unter den früheren Bedingungen produziert ist; dagegen gewinnen die neu hinzukommenden Konsumenten. Der Nationalreichtum wird also nicht verringert, sondern anders verteilt.

Mit Recht findet Bernhardi, dafs diese Gedankengänge gezwungen und voller innerer Widersprüche sind.

Ricardo entgeht dem Irrtum Says, wie wir an anderer Stelle schon gesehen haben, dadurch, dafs er bei der Frage des Nationalreichtums den Standpunkt des Konsumenten richtig betont, indem er sagt, dafs es nicht auf hohen Tauschwert, sondern auf Fülle der Güter ankommt.

Bernhardi übt seine Kritik, indem er die verschiedenen Lehrsätze der englischen Theorie zusammenstellt und die inneren Widersprüche, die sich so ergeben, bloſsstellt. Auf geschickte Art zieht er seine Folgerungen aus den Gedankengängen seiner Gegner. So beweist er beinahe mit Ricardos Worten den Satz, auf den es ihm hier ankommt: die Arbeit ist kein Wertmesser; ihr Wert hängt von ihrer Ergiebigkeit ab. Bernhardis Erörterungen über den Wert der Arbeit sind gewifs nicht erschöpfend; er giebt eine reiche Fülle von Gedanken, ja ein ganzes System; die Einzelheiten aber sind nicht breit ausgesponnen, sondern oft nur angedeutet. Er will anregen, nicht Lernende über Grundbegriffe belehren.

Wenn er vom Werte der Arbeit handelt, wenn er die Quellen untersucht, denen er entspringt, dann steht er weit über Ricardo für den der Begriff Arbeit, ebenso wie für Smith, eine inhaltsleere Formel ist. Ihnen ist die Arbeit des einzelnen Menschen gleich der jedes anderen zu jeder beliebigen Zeit. Arbeit ist ihnen eine abstrakte Vorstellung, während sie von Bernhardi im Lichte der Entwicklung erkannt wird.

Leise klingt die Tendenz des Werkes, die im weiteren immer deutlicher hervortritt, in der Forderung Bernhardis an, dafs der Staat den Arbeiter schützen soll im Kampfe mit dem wirtschaftlich stärkeren Unternehmer. — —

Die Grundbegriffe sind einer Revision unterzogen, die man auch wohl als eine vernichtende Kritik der klassischen Theorie bezeichnen kann. Bernhardi wendet sich der Betrachtung des „reinen Einkommens“ zu.

Zwei Erklärungen des Begriffs „Reines Einkommen“ stehen sich gegenüber. 1. Es ist der „gewonnene Überschufs über die behufs der Produktion aufgewendeten Wertmengen, der sich am Schlusse einer Wirtschaftsperiode nach der Rechnung der Gewerbsunternehmer ergiebt.“ 2. Es ist „die Gesamtheit aller neugeschaffenen Werte . . ., der Teil der erzeugten und gewonnenen Güter, der verzehrt werden kann, ohne dafs dadurch das Stammvermögen der Gesellschaft vermindert würde“ (S. 253).

Worin ist das reine Einkommen enthalten? Die Physiokraten lehren, in den Erzeugnissen des Landbaus. A. Smith führt aus: da im Preise Grundrente, Kapitalgewinn und Arbeitslohn zur Geltung kommen, so müssen diese drei Faktoren sich auch in der Gesamtheit der Produktion finden. Er definiert das reine Einkommen der unter 2. gegebenen Erklärung entsprechend, sieht aber nur in dem Teile des Gesamtprodukts reines Einkommen, der zu Kapitalgewinn und Grundrente wird.

Die Entstehung der Grundrente setzt er folgenderart auseinander: Im Landbau produzieren Mensch und Natur gemeinsam. Darum erzeugt hier die Arbeit nicht blos, wie die Produktion in Fabriken, einen Wert, der das verwandte Kapital ersetzt, sondern noch einen Überschufs, die Grundrente. Es wäre denkbar, dafs der Preis der Bodenerzeugnisse zu gering ist, um die Erzielung einer Rente zu ermöglichen; denn hohe Rente ist die Folge hoher Preise, während hoher Arbeitslohn und Gewinn die Veranlassung hoher Preise sind. In Wirklichkeit ist die Nachfrage nach Getreide immer so hoch, dass jeder Boden eine Rente abwirft.

Die Rententheorie des Ricardo ist bekanntlich nicht sein Verdienst. Schon vor ihm hatten sie Anderson und Malthus entwickelt. Bernhardi stellt sie in weiten Ausführungen dar. Eine Grundrente ist unmöglich, solange der Boden herrenlos und unbegrenzt vorhanden ist, wie Luft, Licht, Wasser u. s. w. Ist aber der beste Boden okkupiert und macht der steigende Bedarf die Bebauung eines geringeren notwendig, dann entsteht die Rente. Sie ist gleich dem Unterschiede des Ertrages des besseren Landstückes und dem des geringsten, bestellten Bodens, der keine Grundrente, sondern nur den üblichen Kapitalgewinn einbringt. Dies ergänzend hat M'Culloch nachgewiesen, dafs der Wert der Rente in Getreide nur von der Fruchtbarkeit, in Geld von der Entfernung des Bodens vom Markte abhängt.

Ricardo polemisiert gegen Smith, der von einer Rente der Wälder

und Bergwerke spricht. Hier sei es das Holz und Erzkapital, das den Ertrag bringe. Dies habe nichts gemein mit der Rente, die für eine unzerstörbare Kraft gezahlt wird. Wie konnte er, fragt Bernhardi, dies sagen und doch den Wert übersehen, den auch das ungeförderte Fossil hat, ohne dafs Arbeit darauf verwendet wäre? Wie kam er nicht zu einer ganz anderen Werttheorie?

Von Einwürfen gegen die Theorie erwähnt Bernhardi den Zachariäs, der fragt: Was würde denn geschehen, wenn alles Land gleich fruchtbar wäre. Bernhardi erwidert ihm, dann würde der Ertrag der verschiedenen nach einander verwandten Kapitalien denselben Erfolg haben, den bisher die verschiedene Fruchtbarkeit hatte. So sagt Senior, dafs bei gleicher Kulturstufe jede neue verwandte Arbeit einen geringeren Erfolg bringt. Unter den Gegnern führt Bernhardi weiter Jones an. Ein Anonymus endlich behauptet, dafs der gute Boden immer eine Rente bringen werde, ganz gleich, ob daneben schlechter bestellt wird oder nicht.

M'Culloch verwahrt die Lehre gegen einen anderen Vorwurf, nämlich den, dafs Ricardo es so darstelle, als ob der Anbau geringen Bodens die Ursache hoher Preise sei, während es in Wirklichkeit umgekehrt ist. So grundlos eine solche Unterstellung auch ist, so, meint Bernhardi, ist es doch verständlich, dafs eine derartige verkehrte Anschauung aus Ricardos Schilderung geschlossen wird. Denn wenn er die Erscheinungen auch nicht in umgekehrter Reihenfolge gedacht hat, hat er sie jedenfalls so dargestellt.

Bernhardi behauptet entgegen der Theorie, dafs in einem bebauten Lande der zuletzt bestellte Boden stets eine Rente trage. Bevor er bestellt wird, trägt er eine Rente, meist als Weide; aus dem Vorhandensein dieser Rente folgt aber die Richtigkeit der Behauptung Bernhardis, da sonst niemand den Boden bestellen würde. Ohne Rente kann der Boden überhaupt nur bei ganz kleinem Besitz sein. Eine Ausnahme ist aus zwei Gründen möglich. Die Verkehrsverhältnisse können unabhängig von den Produktionskosten eine Veränderung der Marktpreise herbeiführen, die die Entstehung der Rente verhindert. Die gleiche Wirkung üben Fortschritte der Technik aus, die stets in höherem Mafse dem fruchtbaren Boden zu Gute kommen, als dem geringen, und so bewirken können, dafs die Bestellung des geringen Bodens nicht mehr lohnt. Aber wenn sich die Bevölkerungszahl hebt und der Markt sich anders gestaltet, dann ist durch technische Fortschritte die Möglichkeit gegeben, auch Boden geringer Art mit Erfolg zu bestellen. In der reicheren Entfaltung der Technik

liegt auch das Schutzmittel gegen Übervölkerung. Den Einfluſs des menschlichen Geistes auf die Entwicklung der Wirtschaft übersieht die englische Theorie hier, wie stets. Wenn die späteren Forscher von den „Zinsen, die ein intangibles Kapital von Kenntnissen trägt“ (S. 280), sprechen, so ist das eine „Spielerei“.

Ricardo kennt zwei Arten der Entwicklung infolge verbesserter Bestellung. Erstens können die hervorbringenden Kräfte des Bodens gesteigert werden. Dann kann auf einer kleineren Fläche der gesamte Bedarf gedeckt werden. Niedere Getreidepreise und dementsprechend hoher Kapitalgewinn wären die Folgen. Hieraus würde sich wieder starke Nachfrage nach Arbeitskräften ergeben, der eine Vermehrung der Bevölkerung und damit Wiederbestellung der verlassenen Äcker entsprechen würde. Daſs die vermehrte Bevölkerung in einer günstigeren Lage als bisher ist, da der Ertrag der gesamten Bodenfläche gesteigert ist, bemerkt Ricardo nicht. — Eine zweite Art der Entwicklung stellt Ricardo dar: Derselbe Ertrag wird durch geringeren Arbeitsaufwand gewonnen. Dann werden die Preise der Produkte ermäſsigt.

Daſs man gröſseres Kapital anwenden und mit ihm gröſseren Ertrag erzielen kann, scheint Ricardo nicht zu wissen. M'Culloch faſst die ganze Theorie „befangener und beschränkter“ (S. 284) auf, als Ricardo.

Bernhardi meint, zwei Sätze der englischen Lehre müsse man zum Verständnis der Grundrententheorie beachten, nämlich, daſs ein reiches Land neue Kapitalien nur in den Gewerken anlegen soll, weil sie hier besser, als im Landbau rentieren und daſs eine Steigerung der Produktion, die durch den Arbeitslohn verschlungen wird, kein Gewinn ist.

Bernhardi fragt, worin besteht Ricardos Verdienst? „Er hat nachgewiesen, daſs in jedem Moment die Fruchtbarkeit des nächstbesten, noch nicht bestellten Bodens, oder vielmehr der mögliche Ertrag, den neues Kapital . . . dem Boden abgewinnen kann, das Maſs an die Hand giebt, über das hinaus der Preis des Getreides und mit ihm die Grundrente nicht bleibend steigen könne“ (S. 287).

Man sagt, die Interessen der Grundbesitzer ständen denen der anderen Klassen entgegen; denn sie strebten danach, die Erzeugungskosten des Getreides zu erhöhen, was für alle anderen Klassen von Nachteil sei. Wenn man überhaupt Interessen eines Teils des Volkes gelten läſst und die Gesamtheit nicht beachtet, dann kann man solche Behauptungen aufstellen, meint Bernhardi, in denen „etwas Wahres“ liegt. Vielleicht drohen noch die rücksichtslos durchgeführten Inter-

essen der Arbeiter Europas „den gänzlichen Untergang aller Gesittung und eine neue Periode der Barbarei“ (S. 289).

Noch eifriger als Ricardo wendet sich Buchanan gegen die Getreidezölle. Wenn er sagt, dafs die Gewinnung hoher Grundrente an sich keine Schaffung von Reichtümern sei, dann hat er gewifs recht. Er hätte hinzufügen sollen, dafs es sich in Beziehung auf jeden der Anteile, in die das Nationaleinkommen zerfällt, ebenso verhält. Der Akt der Teilung, der die Produktion beendet, vermehrt nicht ihre Ergebnisse.

Eine tendenziöse Absicht aber liegt zweifellos vor, wenn einzelne Schriftsteller sagen, die Grundrente reifse das reine Einkommen der Gewerke an sich.

Näher als Ricardo, das ist noch zu erwähnen, steht Senior der Wahrheit. Er erklärt die Grundrente als Wirkung eines Monopols und vergleicht den Besitz guten Bodens mit dem eines Wasserfalls.

Wir haben die Grundrente nur als Erscheinung innerhalb eines Landes betrachtet, aber ganze Länder geniefsen sie, so Amerika, wo die Erträgnisse der einzelnen Wirtschaften als verhältnismäfsig gleiche angegeben werden. Nicht ein allgemein hoher Kapitalgewinn verursacht hier die scheinbar hohe Rente. Der hohe Lohn und Gewinn verteilen im Gegenteil die Rente, die das ganze Land im internationalen Verkehr hat. —

Bernhardi erweitert und vertieft die Grundrententheorie, aber im allgemeinen acceptiert er sie, die ja auch heute noch zu den lebensfähigsten Teilen der englischen Theorie gehört. Die Einwendungen, die er erhebt, gehen aus seiner Grundansicht hervor, die in der Volkswirtschaft ein Ganzes sieht. —

Die ganze Bevölkerung lebt natürlich vom reinen Einkommen; ein solches ist, wenn man die englische Theorie konsequent betrachtet, gar nicht vorhanden, meint Bernhardi. Die aufgewandte Arbeit soll allein den Gütern Tauschwert verleihen, der Tauschwert ist also gleich den Produktionskosten und umfafst keinen Überschufs, der zu reinem Einkommen werden kann.

Ricardo und die Engländer nehmen an, dafs die Ergebnisse der produktiven Arbeit bis zum Schlusse der Wirtschaftsperiode wertlos bleiben; dementsprechend behaupten sie willkürlich, dafs die produktiven Klassen vom Kapital, die sogenannten unproduktiven vom Reineinkommen erhalten werden. Nur der umgekehrte Fall ist für Bernhardi denkbar. Die unproduktiven Klassen werden möglicherweise vom Kapital erhalten, die produktiven niemals; denn sie schaffen

neue Werte, die mindestens ihrem Lohne entsprechen. Das Kapital ist bei der Löhnung nur der Vermittler.

Ricardo lehrt, das Verhältnis, in dem Kapital und Arbeiterzahl steht, bestimmt die Höhe des Arbeitslohns. Bernhardi leugnet nicht den Einfluſs, den Dasein und Nutzung des Kapitals auf den Arbeitslohn ausüben, aber er findet, daſs sie nur mittelbar wirken, indem sie das reine Einkommen beeinflussen. Denn von der Höhe des reinen Einkommens, nicht von der des Kapitalbesitzes hängt der Lohn ab. Dieselbe Ansicht findet sich auch bei Smith an vielen Stellen und doch behauptet er: „Der Teil des jährlichen Erzeugnisses des Grund und Bodens und der Arbeit eines jeden Landes, der ein Kapital ersetzt, wird unmittelbar immer nur auf die Erhaltung produktiver Arbeiter verwendet“ (S. 302). Schon hier ist die Ansicht angedeutet, die bei Ricardo so scharf hervortritt. Kapital, nicht Arbeit ist die treibende Kraft im Wirtschaftsleben. Reines Einkommen ist der Mehrertrag, den es über seine Nutzungs- und Abnutzungskosten einbringt. Der Gang der Produktion hat nicht die Erhaltung der Bevölkerung, sondern die Erhöhung des Kapitalgewinns zum Zweck. Im Gegensatz zu dieser Betonung der Kapitalsinteressen, hat Smith noch für die Bauern und Landbesitzer Sinn. Nach ihm beruht die Wohlfahrt des Staates nicht auf diesem reinen Einkommen der Kapitalisten, sondern auf dem rohen Einkommen. „Ein Satz“, meint Bernhardi, „in dem uns freilich das Wesen beider verkannt scheint“ (S. 304).

Nicht die heilsamen Funktionen des Kapitals betrachtet man. Charakteristisch verteidigt M'Culloch den Zwischenhandel durch Anführung der Thatsache, daſs Kapitalien in ihm angelegt werden, also hier einen ebenso hohen, reinen Gewinn abwerfen, als in den Gewerken und der Landwirtschaft. Nach dem reinen Gewinn sei der Vorteil einer Verwendung zu beurteilen. Also darauf, daſs Arbeiter vom Kapital erhalten werden, kommt es nicht an.

Den Engländern ist der Arbeiter nur Mittel zum Zwecke des Kapitalprofits. Man denkt sich die Arbeit durch das Kapital nicht unterstützt, sondern in Bewegung gesetzt, von ihm abhängig. Der Kapitalbesitzer ist der „Zauberer“, auf dessen Wink alles entsteht.

Wie erklärt man nun den Kapitalgewinn? Torrens sagt, er sei kein Teil der Produktionskosten, sondern ein Überschuſs, der dem Kapitalisten bleibt. Eine klarere Antwort giebt uns Ricardo. Nach seiner Theorie ist der Wert des Produktes gleich der verwandten Arbeit. Bei gerechter Löhnung wäre also ein Kapitalgewinn un-

möglich, denn den Maſsstab des angemessenen Lohnes der Arbeit kann man nur in ihr selbst finden. Kapitalgewinn kann nur bei nicht gerechter Löhnung entstehen. Die Engländer helfen sich dadurch, daſs sie den Arbeitslohn nur so hoch annehmen, als es zur Erhaltung des Werkzeugs, „Arbeiter“, nötig ist. Infolge ihres zu hohen Angebots können die Arbeiter keinen höheren erlangen. Gerade wenn man die englische Theorie zu Grunde legt, muſs man sagen, der Lohn entspricht nicht dem wahren Anteil des Arbeiters an der Produktion.

Man kann den Kapitalgewinn ein notwendiges Ergebnis der Verteilung nennen, aber niemals eine Bereicherung des Nationalvermögens. Den Engländern sind die bedenklichen Konsequenzen, die man aus ihren Lehren ziehen muſs, gar nicht klar. So sagt M'Culloch zur Erklärung des Kapitalgewinns: Jedes Gut wird eine gröſsere Menge unmittelbare Arbeit bezahlen, als zu seiner Produktion erforderlich ist; dieser Überschuſs ist der Unternehmergewinn. „Glücklicher“ sind Seniors Ausführungen, Gewinn ist ein Ergebnis der Verteilung, aber ohne die Aussicht auf ihn, würde kein Kapitalist an der Produktion teilnehmen.

Bernhardi meint, er habe den Kapitalgewinn als notwendiges Ergebnis der Verteilung bezeichnet, die Engländer müſsten ihn konsequent ein notwendiges Übel nennen.

Wodurch wird die Höhe dieses Gewinnes bestimmt? fragt Bernhardi weiter. Er versteht unter Gewinn die Rente des Kapitals, ein Begriff, den die Engländer nicht von dem des Kapitalzinses trennen, was Verwirrungen herbeiführt. Der Gewinn muſs von der Ergiebigkeit der Arbeit abhängen, denn Gewinn und Arbeitslohn teilen das Ergebnis der Produktion. Wir haben gesehen, daſs der Arbeitslohn eine feste Gröſse ist, bestimmt durch die Höhe des zu seiner Zahlung vorhandenen Kapitals. Wir haben ferner gesehen, daſs in einem Lande nur ein Gewinnsatz möglich ist; seine Höhe müſste von dem Zustande in den Gewerben bestimmt werden, deren Produkte den Arbeiter ernähren, deren Bedarf eine bestimmte Menge ist, also vor allen anderen die Landwirtschaft. Hier ist die Konsumtion des Einzelnen eine geringere Quote des Gesamtertrags, wenn nur fruchtbares Land bestellt wird, als wenn man sich geringerem Boden zuwenden muſs. So folgert Ricardo, daſs der Gewinnsatz von der Arbeitsmenge abhängt, die um den Bedarf zu decken auf den geringsten Boden verwendet werden muſs.

Wenn aber der Gewinnsatz durch die Verhältnisse des Landbaues

bestimmt wird, dann ist es klar, meint Bernhardi, warum man gegen die Korngesetze eifert, die den Anbau geringen Bodens verursachen. Nicht weil unter ihrer Wirkung die Lage der Arbeiter eine schlechte ist, im Gegenteil, weil übermäfsige Kosten durch den Arbeitslohn verursacht werden. In der Agitation gegen die Zölle hat man auch darauf hingewiesen, dafs die Pächter ein Interesse an ihrer Aufhebung haben. Die Grundrente, die der Pächter zahlen mufs, bleibt stets dieselbe, ob die Getreidepreise hoch oder niedrig sind. Je höher sie aber sind, desto gröfser ist die Quote, die er an Arbeitslohn fortgeben mufs. Ricardo schliefst daraus, dafs sowohl der landwirtschaftliche wie der Gewerbsgewinn durch ein Steigen im Preise der Roherzeugnisse verringert wird, wenn dies von einem Steigen des Arbeitslohns begleitet ist. Diesen bedingenden Satz läfst Ricardo ganz aufser Acht. Es ist aber wohl möglich, dafs Preise und Grundrente steigen, doch nicht der Arbeitslohn. Dann, meint Bernhardi, mufs man „nicht gerade ein Sinken des Gewinnsatzes, sondern ganz anderes Unheil erwarten“ (S. 327).

A. Smith glaubt, dafs die natürliche Entwicklung ein Steigen der Grundrente und des Arbeitslohns, ein Sinken des Gewinnsatzes herbeiführt. Darum können nie Grundeigentümer und Arbeiter Feinde der natürlichen Entwicklung sein. Gegen ihn wendet sich Ricardo. Die Grundbesitzer haben von den Getreidezöllen, die der natürlichen Entwicklung nicht entsprechen, einen dauernden Vorteil; die Gewerbsunternehmer haben von Schutzzöllen für ihre Waren nur einen vorübergehenden Gewinn, da ja der Gewinnsatz eine sich ausgleichende Tendenz habe.

Man hat es in der Agitation versucht, den Pächtern klar zu machen, dafs sie gut daran thäten, ihr Kapital aus der Landwirtschaft in eine Gewerbsthätigkeit zu versetzen. Ein grofser Teil der Pächter sind Bauern, die man nicht von der Scholle trennen und davon überzeugen kann, dafs es für sie vorteilhafter ist, „in eine Baumwollenspinnerei zu wandern“ (S. 330).

Wenn Ricardo glaubt, dafs es angeht, einen Menschen aus der Landwirtschaft in die Schuhmacherei zu versetzen, dann vergifst er wieder einmal, sagt Bernhardi, dafs das Nationaleinkommen ein organisches Ganze ist. Weil das Vorhandensein einer Bauernschaft, deren Mitglieder Arbeiter, Unternehmer und Grundbesitzer in einer Person sind, seinen Ansichten von der Entwicklung nicht entspricht, darum erklärt er den „Hütten der Bauernschaft“ den Krieg.

Aber ist denn die Grundlage der Theorie, nämlich der Satz,

dafs die Verhältnisse des Landbaues den Gewinn regeln, so unbedingt bewiesen? fragt Bernhardi. Ricardo selbst gesteht ein, dafs neben dem Getreide auch die anderen Bedarfsmittel der Arbeiter in Betracht kommen, allerdings in weit geringerem Mafse. Da der Gewinn in allen Teilen der Volkswirtschaft sich gleich hoch stellt, mufs der Landmann, der Ankaufs- und Betriebskapital zu verzinsen hat, gröfsere Arbeitsmengen in Gewerksprodukten erhalten, als seine Erzeugnisse darstellen, da in Gewerken nur das Betriebskapital ersetzt zu werden braucht.

Vollkommen bricht der englische Lehrsatz zusammen, wenn man die Verhältnisse des Aufsenhandels betrachtet. England ist ein Land mit geringem Geldwert, das viel für den Weltmarkt produziert, auf dem der Geldpreis höher steht. Zur Erleichterung der Lage mufs man die Getreidezölle aufheben. Dann wird der Lohn geringer, der Gewinnsatz also höher. Trotzdem wird man nie den Stand der Länder erreichen, die das eingeführte Getreide erzeugen, das verhindern schon die Transportkosten. Überhaupt ist sehr daran zu zweifeln, dafs der Gewinnsatz in dem Mafse in die Höhe gehen wird, wie es Ricardo vermutet. Im Oberhause hat man behauptet, dafs durch freie Getreideeinfuhr die Rente um $^1/_3$ geschmälert werden würde, da der Getreidebau auf den minder ergiebigen Ländern unmöglich werden würde. Der Wertmesser des Gewinnsatzes würde also stark verändert, der Gewinn müfste sehr steigen. Die Preise aller Waren, unter ihnen auch der Exportwaren, würden sich infolgedessen erhöhen. Dann könnten die Exportwaren auf dem Weltmarkte keinen Absatz finden. Da es in einem Lande nur einen Gewinnsatz giebt, so müssen notwendigerweise bei grofsem Ausfuhrhandel die Gewerke, die für den Weltmarkt arbeiten, den Gewinnsatz bestimmen. Der Weltverkehr regelt den Gewinnsatz, ebenso wie die Anbauverhältnisse des Grund und Bodens. Wie gestalten sich aber die Verhältnisse weiter? In Englands Aufsenverkehr bleibt sicher ein Überschufs, der nicht durch den Import ausgeglichen wird. Welche Störungen würde es hervorrufen, wenn nur ein Teil der ausgeführten Waren auf den Binnenmarkt zurückströmte, was bei der Unsicherheit des Absatzgebietes leicht möglich ist. Die Besorgnis vor solchen Ereignissen hält Gewinnsatz und Arbeitslohn niedriger, als sie sich nach der allgemeinen Lage erheben könnten. „Am wenigsten wird es wohl dem Arbeiter gelingen, sich in seinem Lohn auch die Prämie für die Unsicherheit seiner ständigen Beschäftigung auszubedingen“ (S. 334).

Da ist wohl die Aufhebung der Kornzölle kein Heilmittel. Reden,

dafs man die Billigkeit der Lebensmittel nicht zum Drücken des Arbeitslohnes benutzen wolle, werden viel gehalten, aber der Gang des Verkehrs macht solche Vorsätze bald zu Schanden. Man könnte mit Say einwenden, dafs es eine Überproduktion, die zum Export zwingt, nicht giebt. Say sagt, das Bedürfnis der Menschen sei unbegrenzt. Aus dem Vorhandensein nicht verkäuflicher Ware eines Gutes folge nur, dafs irgend ein anderes, mit dem man das erste bezahlen könnte, zu wenig produziert wird. Diese Erscheinungen seien immer nur vorübergehende und regelten sich von selbst. Mill löst die Schwierigkeiten, indem er ausführt; die eine Hälfte der Güter könne stets durch die andere gekauft werden. Er übersieht, dafs hierzu bestimmte Vermögen und Einkommen in einer ganz bestimmten, gleichmäfsigen Art verteilt sein müfsten. M'Culloch nennt Überproduktion die Folge unkluger Kapitalverwendung, er meint, Verluste würden hier schon korrigierend wirken.

Alle drei erkennen die Frage der Überproduktion gar nicht in ihrer Wichtigkeit. Say verlangt mit „gemütlicher Unbefangenheit“ von den Arbeitern, sie sollten durch erhöhten Konsum die Gefahr beseitigen.

Man lehrt, dafs steigende Ergiebigkeit der Arbeit den Lohn nicht erhöht, sondern nur den Gewinnsatz. Auch Verbilligung der Konsumtionsmittel kommt dem Arbeiter nicht zu gute; denn sie verringert seinen Geldlohn. Nur schnelles Anwachsen der Kapitalmenge kann ihm nützen. So lehrt Ricardo: Wenn grofses Kapital Arbeit sucht, verbessert sich die Lage der Arbeiter.

Wie aber nun, wenn dem Kapital der Weltmarkt offen steht? Dann hängt der Preis der Produkte nur von ihrem Geldwerte auf dem Weltmarkte ab. Sogar bei steigendem Reichtum kann also der Lohn sinken. Wenn die Arbeiter verarmen, dann wird sich ein immer gröfserer Teil des Stammvermögens der Produktion für die reichen Stände zuwenden, man wird „zu einem krankhaften Zustande des Güterwesens“ kommen (S. 355), in dem wenige Reiche immer reicher werden, das Volk immer mehr verarmt. Schliefslich wird die Herbeiführung einer anderen Verteilung des Nationaleinkommens zwingend, die den Markt von der Spannung befreien soll. Eine Mafsregel dieser Art ist die Aufhebung der Getreidezölle in England; aber wird ihre Durchführung genügen? „Die weltgeschichtlichen Lehren, die den Völkern erteilt werden — müssen — sehr teuer bezahlt werden“ (S. 359). Spät wird man erst einsehen, dafs in der unendlichen Vermehrung des Kapitals und in der schrankenlosen Steigerung der

Produktion, wenn sie eine immer ungünstigere Verteilung des Einkommens zur Folge haben, kein Vorteil liegt. Auch Malthus hat das nicht deutlich genug erkannt, ebenso wie er auf das Wachsen der menschlichen Kultur mehr Wert hätte legen sollen.

Bernhardi fragt nun nach der Bedeutung der Kapitalrente für den Staat. Die grofse Wertschätzung des reinen Einkommens durch die englische Theorie beruht auf ihrer Ansicht vom Staate. Die Wissenschaft der Volkswirtschaftslehre hat sich bekanntlich als Kameralistik entwickelt, d. h. als Lehre von der einträglichsten Verwaltung der Finanzeinnahmen des Staates. Wir haben gesehen, auch die englische Volkswirtschaftslehre strebt danach, dem Staate möglichst hohe Einnahmen zu verschaffen. Ricardo folgert nun: Steuern können nur von Überschüssen der Jahreseinnahmen erhoben werden, also von der Rente und dem Kapitale; denn der Arbeiter kann nicht sparen. Die Grundrente ist als ein Übel an sich nicht zu vermehren. Hauptsteuerfaktor und damit die Grundlage der Macht des Staates ist der Kapitalgewinn.

Die Kapitalisten müssen jede Steuer tragen, zu diesem Ergebnisse kommt Ricardo bei Betrachtung jeder einzelnen Steuer. Eine Steuer auf Roherzeugnisse würde ein Steigen des Preises dieser Produkte zur Folge haben. Die Grundbesitzer würden als Verzehrer zwar einen Teil der Steuern tragen, aber nur als solche. Die Arbeiter, deren Lohn ein Mindestmafs beträgt, würden sie auf die Unternehmer abwälzen. Ricardo beachtet nicht, dafs die Zwischenzeit, in der sich der Arbeitslohn um den Betrag der Steuer hebt, für die Arbeiter eine sehr drückende sein wird. Ebenso wie die erwähnte Steuer und aus denselben Gründen wie diese wird auch die Hauptlast des Zehnten und einer Abgabe vom Lohn von den Kapitalisten getragen. Steuern auf den Gewinnst in einzelnen Gewerken können durch erhöhte Preise abgewälzt werden, Steuern auf den Gewinn schlechthin mufs der Unternehmer tragen, da in Rücksicht auf den Edelmetallpreis nicht die Warenpreise beliebig steigen können.

In allen diesen Erwägungen gilt der Arbeitslohn als ewig unveränderlich. Ricardo definiert ihn als das „was Natur und Gewohnheit“ erheischen. Ein sehr schwankender Begriff, der noch wesenloser wird, wenn M'Culloch ausführt, der Arbeitslohn bestehe in den verschiedenen notwendigen Gegenständen und Bequemlichkeiten, die Gewohnheit und Sitte erfordern. Diesen Lohn können die Arbeiter jederzeit erzwingen, vorausgesetzt nur, dafs sie sich nicht zu sehr vermehren. Es hat den Anschein, meint Bernhardi, als wenn die Arbeiter im Lohn-

kampfe die bei weitem stärkere Partei wären. Die Erfahrungen des Lebens beweisen das Gegenteil.

M'Culloch führt dann selber aus, dafs durch eine Steuer auf den Arbeitslohn die Lage der Arbeiter gedrückt werden kann. Das Volk könne sich unter ihrer Einwirkung an eine schlechtere Lebensführung gewöhnen.

Aus diesem Eingeständnis folgert Bernhardi zweierlei: Erstens, dafs es einen festen Lohnsatz gar nicht giebt, sondern dafs dieser von dem Betrage und der Verteilung des Nationaleinkommens abhängt. Zweitens verliert das reine Einkommen seinen Wert für den Staat, wenn es nicht alle Steuern tragt. Die Macht des Staates ist dann nicht mehr vom Stande der Gewerke allein abhängig, sondern „von der Bevölkerung und dem Einkommen im allgemeinen" (S. 386).

Der Grundfehler der englischen Betrachtungsart ist, dafs sie nur das Wachsen der Kapitalmenge für wichtig hält und andere Verhältnisse gar nicht berücksichtigt. Steuern und Hemmungen sollen nur auf den Betrag des in einem Gewerbe thätigen Kapitals einwirken können und zwar durch Verminderung desselben. Das Kapital, welches in Thätigkeit bleibt, ist stets, wie überhaupt jedes verwandte Kapital, mit höchster Energie ausgenutzt. Man läfst die Möglichkeit ganz aufser Acht, dafs ein Kapital durch intensivere Benutzung gröfseren Ertrag bringen könne, ebenso wie man nicht einsieht, dafs es bei ungünstigen Verhältnissen unmöglich sein kann, das brachliegende Kapital in einem anderen Gewerbe zu beschäftigen.

Kriege und politische Umwälzungen lehren, welchen Einflufs die mehr oder weniger vollständige Benutzung des Stammvermögens ausübt. Stehende Kapitalien verlieren an Tauschwert, da der Gebrauchswert der Produkte, die Möglichkeit sie auszunutzen, verringert ist. Geld als Ware wird teuer; denn Kredit geht verloren. Solche Lähmungen der Volkswirtschaft können auch durch die Charaktereigenschaften eines Volkes hervorgerufen werden. In reich von der Natur ausgestatteten Ländern kann „Entmutigung" und „stumpfe Gleichgültigkeit" der Bewohner die Wirtschaft auf einer niedrigen Stufe erhalten. Wirtschaftliche Zustände kann man eben nicht als Mechanismus betrachten, in dem das Streben der Menschen wie eine bekannte Kraft fungiert. Nicht blinde Naturnotwendigkeit herrscht im Leben, sondern Geist und Wille der Menschen.

Bernhardi geht wieder auf die englischen Vorstellungen zurück und fragt, wie sich das Wohl der arbeitenden Klassen unter der Wirkung der stets gesteigerten Kapitalkraft gestaltet? Bedeutet

das rasche Wachsen der Kapitalmenge wirklich eine Verbesserung der Lage der Arbeiter? Man lehrt, dafs bei steigendem Reichtum ein immer gröfserer Teil des Kapitals zu stehendem wird. Ramsay hat nun nachgewiesen, dafs in dem Mafse, wie das stehende Kapital sich vermehrt, Arbeit von Menschenhand entbehrt werden kann. Dieselbe Erwägung liegt ja auch Ricardos Werke zu Grunde. Folgerichtig bleibt schliefslich die englische Lehre nur, wenn man den Gedanken annimmt, dafs „die Vermehrung des Stammvermögens . . . als letzter Zweck alles wirtschaftlichen Strebens gilt“ (S. 348).

Eine ganz willkürliche Voraussetzung der englischen Theorie ist es ferner, dafs Kapital nur aus den Überschüssen der Gewerbe entstehen kann. Die Sparkassen beweisen, dafs auch die Arbeiter sparen. Die Behauptung, dafs die Grundbesitzer ihr Einkommen vergeuden, ist ohne weiteres für die Bauern und diejenigen Edelleute, die ihre Güter selbst bewirtschaften, zurückzuweisen.

Auch wenn man die ganze englische Theorie gelten läfst, kommt man zu einem bedenklichen Schlusse. Ricardo lehrt, dafs der Gewinnsatz sinkt, wenn der Arbeitslohn steigt. Dann wäre der Unternehmer der natürliche Feind der Arbeiter. Die Einwendungen des M'Culloch können hieran nichts ändern, wenn er sagt, bei gröfserer Ergiebigkeit der Arbeit können Lohn und Gewinn steigen, der Lohn allerdings nicht um ganz soviel, als die Vermehrung der gewonnenen Güter beträgt.

Bernhardi kommt zum Schlufs seiner Betrachtungen: Man hat gesagt, Smith habe eine geschichliche, Ricardo nur eine wissenschaftliche Bedeutung. Aber schon in England hat man die Lehre des Ricardo als eine „unedle gebrandmarkt“ (S. 408). Er vertritt einseitig die Interessen der Kapitalisten. Drohend erhebt sich auf der Grundlage seiner Lehre eine neue Partei, „von der man wohl erwarten darf, dafs sie ganz anders leidenschaftlich und zerstörend einschreiten würde“, der Ricardo selbst ihre Waffen geschmiedet hat (S. 409), die Partei der Arbeiter.

Sie können sagen: Ihr lehrt, dafs die Grundrente ein Unheil ist, also auch das Grundeigentum. „Soll uns etwa das Kapital als ein erworbenes Eigentum heiliger sein, als der Grundbesitz“ (S. 409), noch dazu da die Kapitalrente nur dadurch entsteht, dafs der Arbeiter nicht voll bezahlt wird.

Das reine Einkommen der Engländer hat nur in einer bestimmten, abstrahierten Weltordnung die Bedeutung, die ihm beigelegt wird. Von den englischen Verhältnissen ausgehend, ist der Kornzoll zu

verwerfen, aber nicht um die Kapitalrente, sondern um das Nationaleinkommen zu vermehren. Eine möglichst hohe Produktion ist wünschenswert, aber eine solche, die allen Klassen gleichmäfsig zu gute kommt. Denn die Produktion ist immer nur Mittel, niemals Zweck. Sie bleibt so lange gut, als sie in das organische Ganze des Bedarfs hineinpafst.

Die Erzielung eines möglichst hohen Reingewinnes ist das Ziel der englischen Volkswirtschaftslehre, die Tendenz der Theorie seit Ricardo. Um die Kritik, die Bernhardi an den englischen Dogmen geübt hat, kurz zu charakterisieren, kann man sagen, er hat den fast abergläubischen Wert, den man dem Kapitalgewinn beilegt, zerstört; er hat die Vorurteile, die in der Lehre liegen, nachgewiesen. Eine neue Weltanschauung spricht aus Bernhardi; man kann auch sagen eine neue Tendenz und zwar diejenige, das Wohl der niederen Klassen in den Vordergrund der Erwägungen zu stellen. Ricardo giebt die Bilanzen eines Kaufmanns. Er verzeichnet objektiv: diese Entwicklung wird diesem nützen, jenem schaden; Hilfsmittel um ungünstige Folgen abzuwenden, kennt er nicht. Zweifellos geht Bernhardi in seiner Darstellung der Arbeiterfeindlichkeit Ricardos viel zu weit; aber eines fehlt bei Ricardo, was uns Bernhardi so sympathisch macht, die ethische Auffassung des Menschen als solchen.

Ricardos Theorie ist einseitig zugeschnitten auf eine Klasse von Menschen, die Kapitalisten. Bernhardi berücksichtigt das ganze Volk. Der weitaus gröfste Teil desselben sind Lohnarbeiter. Er folgert, was diesen schadet, kann nicht der Gesamtheit nützen. Alle seine Gedanken ergeben sich logisch aus seiner Gesamtansicht, dafs es der Zweck des Staates sei, den Kulturfortschritt zu sichern. So auch der Ausgangspunkt seiner Kritik des Kapitalgewinns, dafs es nicht darauf ankomme, die Produktion unendlich zu steigern, sondern ihre Ergebnisse gut zu verteilen. —

Auch im einzelnen bieten Bernhardis Ausführungen viel Wichtiges. Sein Gesichtskreis ist weiter als der Ricardos, wenn er beweist, dafs der Gewinnsatz durch den Weltverkehr geregelt wird, dafs es einen festen Lohnsatz nicht giebt. Weniger zwingend wirken seine Ausführungen über die Steuerkraft des reinen Einkommens.

Der Nachdruck, mit dem er die Gefahren der Produktion für den Aufsenhandel und der damit verbundenen Überproduktion betont, ist wohl zu grofs. Indessen ist das hier Gesagte wichtig für die Beurteilung der politischen Richtung Bernhardis.

Wir sind jetzt darüber im klaren, weshalb die Engländer den

Reinertrag betonen und in der Landwirtschaft den Grofsbetrieb vorziehen, obwohl der kleine Grundbesitz gröfseren Rohertrag abwirft.

Bernhardi kehrt nun zur Titelfrage zurück. Ein gewisser Fonds gröfserer Güter mufs bestehen, da der Kleinbetrieb nicht die Ernährung weiter Kreise der Bevölkerung möglich macht. Auch Gewerbe als Nebenbetriebe sind nur bei grofsen Gütern rentabel.

Die Vorteile des kleinen Besitzes sind: 1. gröfserer Rohertrag, da jeder im eigenen Interesse arbeitet, mehr Arbeitskräfte vorhanden sind und Aufsichtsbeamte erspart werden. 2. Bekanntheit des Besitzers mit der Scholle. 3. ev. gröfserer Reinertrag. 4. Der Bauer verzehrt sein Einkommen im Lande, der Grundbesitzer häufig im Auslande. 5. Unmöglichkeit von Preistreibungen im Getreidehandel. 6. Billigere Meliorationen, die 7. vom Besitzer selber ausgeführt werden. 8. Gröfsere Leichtigkeit Unglücksfälle zu ertragen. 9. Förderung des Prinzips des Wachstums und der Entwicklung der Gesellschaft.

Der Umfang der Güter darf natürlich nicht zu klein sein, da sonst eine Verschwendung an Arbeitskräften eintritt.

Wichtig ist die Frage der freien Teilbarkeit des Grundbesitzes. Notwendig sind an sich kleine und grofse Güter, also ist es ein Irrtum anzunehmen, dafs freie Teilbarkeit einen Idealzustand herbeiführt, indem sie, wie die Engländer glauben, zu grofsem, wie die Franzosen annehmen, zu kleinem Grundbesitz führen wird. Auch das ist festzuhalten, freie Teilbarkeit ist ein gewillkürter Zustand, wie jeder andere, herbeigeführt durch einen Willensakt der Menschen. Bülaus Ausspruch: „wo Freiheit ist, herrschen die Gesetze der Güterwelt", hat etwas Glänzendes, ist aber sinnlos. Man kann nicht folgern, diese Verhältnisse sind natürlich; deshalb müssen sie auch zweckmäfsig sein, höchstens umgekehrt; sie sind zweckmäfsig, „denn sie entsprechen dem höchsten Gesetze des gesellschaftlichen Lebens" (S. 492).

Ein ideal-natürlicher Zustand wäre schliefslich die Aufhebung des Grundbesitzes überhaupt. Doch wenn der Mensch in einem geordneten Staate lebt, mufs der Boden sondereigen sein. Der Zustand der Freiheit soll ferner der beste sein, da jeder seine Interessen am richtigsten wahrnehmen wird. Als wenn diese Interessen nicht denen der Gesamtheit entgegengesetzt sein könnten. Der Mensch müfste sonst nur der Gattung leben, Gegenwart und nächste Zukunft vergessen. Allerdings besteht ein eingeborener Sinn für Familie und Vaterland; aber sein Vorhandensein genügt nicht, um die ewigen Interessen der Menschheit zu wahren. Die Vertretung der Gesellschaftsinteressen liegt der Regierung ob.

Im Mittelalter betrachtete man den Staat als ein aufserhalb der Gesellschaft stehendes Wesen, gegen das man sich schützen mufs; die Theorie der Aufklärungszeit beschränkt seine Thätigkeit auf Rechtsschutz. Aber wenn der Staat die Rechtssphäre des Einzelnen wahrt, warum soll er dann nicht die der Gesamtheit schützen?

Die Forderung der Befreiung des Grundbesitzes ist auch im Zusammenhange der Kritik des Kommunismus gestellt worden. Man hat nachzuweisen versucht, dafs der Gang der Entwicklung nicht zu gemeinsamem Eigentum, sondern im Gegenteil zu innerer gröfserer Freiheit der Besitzer führt. Zweifellos liegt in diesem Gedanken etwas wahres. Aber wollte man das Eigentumsrecht an Grund und Boden zu einem absoluten machen, so käme das der Auflösung des Staates gleich. Nirgends ist ein Staat aus Sondereigentum entstanden und alle Spuren der Entstehung des Sondereigentums aus dem Gesamtbesitz zu vertilgen, wäre schon darum unmöglich, „weil das Konglomerat von Privatbesitzungen nie aufhört als Staatsgebiet ein gemeinsames zu bilden“ (S. 504). Die Zweckmäfsigkeit mufs den Grad angeben, bis zu dem der Staat die Freiheit des Eigentums zulassen kann. Es ist ein Symptom des Sinkens, wenn man Rechte ohne Pflichten vom Gesetzgeber fordert. Übrigens ist es noch niemals versucht worden, die Entwicklung ihrer Schwerkraft allein zu überlassen.

Zweck der Gesetze ist es, die Verhältnisse der Menschen zu regeln; die wirtschaftliche Thätigkeit steht nicht gesondert da; sie wird immer durch diese Gesetze berührt werden.

Hauptvertreter der Idee des Kleinbesitzes von Grund und Boden sind die Franzosen, im Gegensatz zu ihnen sagen die Engländer, man thue der Natur durch die Zerstückelung Gewalt an; reiche Länder erfordern naturgemäfs Grofsbetrieb.

Zur Vergleichung zieht Bernhardi in sehr ausführlicher Darstellung[1]) die Verhältnisse heran, wie sie sich in Frankreich zum kleinen, in England zum Grofsbetrieb gestaltet haben. Mit einem grofsen Aufwande an Quellen-Material bewältigt Bernhardi das schwierige historische Gebiet. Für uns kann es natürlich nur von Interesse sein, die Ausführungen zu betrachten, soweit sie die rein ökonomische Lehre Bernhardis ergänzen und erweitern.

Die Aufhebung der Feudalrechte in Frankreich wird in ihren wirtschaftlichen Folgen sehr überschätzt. Vorteil an der Neuerung

[1]) Bernhardi §§ 22—24.

hatte nur der Bauer, der Eigentum am Lande besafs, während die Verhältnisse der Zeitpächter u. s. w. unverändert blieben. Der Zustand, der sich aus der freien Teilung ergeben hat, ist nun durchaus kein befriedigender. Eine Zersplitterung des Besitzes in Parzellen ist die Folge desselben.

Im weiteren Verlauf werden statistische Übelstände geschildert, die sich so ergeben, ungenügender Viehstand, schlechte Bewirtschaftung und infolgedessen schlechte Ernten. Die Lebenshaltung sinkt. Die Folge des freien Verkehrs ist eben, dafs Leute zu Grundbesitz kommen, der ihre Arbeitskraft nicht voll beschäftigt, ihre Kapitalkraft übersteigt.

Die Betrachtungen über England bringen in tiefgehenden Erörterungen zunächst die Entstehung der verschiedenen Arten der Bauernschaft, dann die weitere Entwicklung der gesamten, ländlichen Verhältnisse. Für unsere Betrachtungen bieten sie nichts Neues.

Bernhardi schliefst sein Werk. Er habe beweisen wollen, dafs die Frage nach grofsem oder kleinem Eigentum nicht als gesonderte Spezialbetrachtung zu behandeln sei. Es ist Pflicht des Staates, dafür zu sorgen, dafs sich die Besitzverhältnisse des Grund und Bodens so gestalten, wie es das Heil des Ganzen erfordert. Freie Bewegung inmitten gewisser Grenzen würde dem augenblicklichen Bedürfnis am besten entsprechen. Der Staat kann ein Interesse daran haben, die Landgüter als Realeinheiten zu erhalten, „wer im Besitze ist kann — ihm — gleichgiltig sein“. Sich und sein Geschlecht zu erhalten, „sei die Sorge des Eigentümers“ (S. 657).

II.

Die Geschichte der Entstehung der klassischen Nationalökonomie, wie der Inhalt ihrer Lehre sind zu bekannt, als dafs ich sie hier ausführlich zu behandeln hätte.

Mit der Renaissance setzt im geistigen Leben der Menschen eine neue Epoche ein, die der Aufklärungszeit. Die Hauptfortschritte liegen zunächst auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Forschung; Kepler, Newton und Galiläi stellen ihre Gesetze auf. Sie zeigen, dafs nicht ein geistig belebter Wille, sondern ewig gleiche Naturgesetze das Weltall regieren. An die Stelle des Zufalles oder der Willkür tritt die Gesetzmäfsigkeit.

Wie man das Leben der Himmelskörper erkannt hatte, so wollte man auch die Naturgesetze ergründen, die den harmonischen Aufbau des menschlichen Lebens herbeigeführt haben. Das Naturrecht entstand. Sein Streben ist es, Recht und Staat als natürlich geworden und von natürlichen Gesetzen bewegt, zu erklären. Die Erscheinungen werden nur deduktiv betrachtet nach der Methode des Descartes.

Der Mensch wird als ein im Grunde unedles Wesen aufgefafst; seine Gefühle und Empfindungen sind nicht ursprünglich, sondern durch sinnliche Eindrücke hervorgerufen. Sein Handeln wird nur durch die Selbstsucht beeinflufst. Im Leben des Volkes sieht die Aufklärungszeit das Gesamtprodukt aller individuellen Bethätigung. Hobbes absolutistische Auffassung des Staates weicht seit Locke der demokratischen.

Die Aufklärungszeit ist die eines mächtigen Kampfes, der das Individuum aus den Ideen, aus den Staatsformen des Mittelalters herausführt. Das Individuum wird zum Selbstzweck. Die Persönlichkeit spielt in der Geschichte eine gröfsere Rolle und will sich überall bethätigen. Die historische und wirtschaftliche Entwicklung

fördert den Prozefs und in der französichen Revolution erlebt er seinen äufserlichen Höhepunkt.

Die Wirtschaftslehre dieser Periode hat Smith geschrieben und Ricardo hat sie fortgesetzt, d. h. sie haben systematisch das zusammengefafst, ergänzt und verbessert, was Petty, Hobbes, Locke und Hume vor ihnen festgestellt hatten.

Die Grundlagen ihrer Lehre sind die des alten Naturrechts. Alle Menschen sind von Natur aus wenig verschieden; sie werden in ihrem Handeln nur durch den Eigennutz bestimmt. Dieser Trieb bleibt stets das bewegende Moment im Leben. Ihn frei walten zu lassen, ist für alle von Vorteil, Beschränkungen der Handels- und Bewegungsfreiheit sind an sich verwerflich.

Die Voraussetzung ist Freiheit des Individuums und seiner Entfaltung, das Ziel ist es, die natürlichen Gesetze zu finden, nach denen sich dies freie Leben bewegt. Smiths Methode ist eine historisch psychologische. Er sucht den Charakter des Menschen in seiner wirtschaftlichen Eigenart zu erkennen, wobei er die geschichtliche Entwicklung und die Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens zu Hilfe nimmt. Ricardo geht rein deduktiv von einer Grundformel aus und folgert von ihr. Der Zustand des freien Spiels der Kräfte gilt beiden als ein solcher, der sich zwar erst nach langen Kämpfen herausgebildet hat, an dem nun aber nicht mehr zu rühren ist; der Zustand, in dem sich das wirtschaftliche Leben in alle Ewigkeit hinein befinden wird.

Wir haben gesehen, Bernhardi bekämpft die englische Theorie und vernichtet ihre Hauptlehrsätze. Doch ist er durchaus nicht blind gegen das Verdienst, das Smith und auch Ricardo haben. Smith ist ihm sympathischer. Er lobt an ihm den freien Blick, die tiefere Bildung. Gegen Ricardo hat er eine fast persönliche Vorliebe. Aber wiederholt erkennt er seinen Scharfsinn und seine Klarheit an. Von den übrigen Mitgliedern der Schule lobt er Senior und Torrens am meisten, steht er zu M'Culloch im schärfsten Gegensatz.

Bernhardi und die Engländer sind einander fremd, wie nur je die Geister sich fremd sein können. Die Weltanschauung des Smith und Ricardo ist eine real-materialistische, Bernhardi ist Idealist. Er bezeichnet den Kulturfortschritt als die Aufgabe des Menschen; er betont das Edle, Sittliche im Leben, gegenüber dem Geldstandpunkt; er wahrt sich dagegen, dafs man das Dasein als ein nur gewerblichen Zwecken dienendes betrachtet. Sein Werk ist von einem tiefen ethischen Ernst durchdrungen. Er will nicht den Dingen ihren Lauf

lassen, sondern will sie zu gunsten der schwächeren Klassen lenken. Die Frage ist bei ihm nicht, was bringt diese Maßregel ein, wie vermehrt sie den Volksreichtum, sondern welchen Einfluß übt sie auf die Macht der Gesellschaft ihren sittlichen Zweck zu erfüllen.

Ein dieser Grundanschauung entsprechendes Bild des Charakters unseres Bernhardi ergiebt sich aus seinem Werke. Aus jeder Seite spricht das warme Empfinden eines edlen Menschen. Wie jeder, der etwas wahrhaft Großes leistet, besitzt Bernhardi ein starkes Temperament. Seine Wärme wird oft zu einer etwas übergroßen Hitzigkeit, nie aber verläßt ihn der tiefe Ernst. Wenig Ironie, gar keine Spötterei findet sich bei ihm. Er besitzt eine reiche Gestaltungskraft, man glaubt ihm jedes Wort, das er spricht, das beste Zeichen dafür, daß seine Ausführungen auf wahrem Empfinden beruhen. Kampfesfreudigkeit und Scharfsinn sind zwei Eigenschaften, die wohl kaum noch erwähnt werden müssen. Bernhardi ist ein sehr gründlicher und gewissenhafter Forscher, aber wie man es bei tief angelegten Geistern häufig findet, wird es ihm nicht leicht, seinen Gedanken eine gute Form zu geben. Trotz des polemischen Charakters seines Werkes ist er keine verneinende Natur; er glaubt an die Menschheit und ist von einer pessimistischen Auffassung weit entfernt. Endlich ist er durchaus bescheiden und prunkt niemals mit seiner Gelehrsamkeit.

Als Politiker ist Bernhardi konservativ. Er steht auch so im Gegensatz zu den liberalen Engländern. Auf dem Lande aufgewachsen ziehen persönliche Sympathien zum Grundbesitz, den er für den Grundfaktor der staatlichen Macht hält. Indessen würden unsere heutigen Agrarier bei ihm nicht ihre Rechnung finden; er verurteilt die Geltendmachung von Einzelinteressen und leugnet, um einen speziellen Fall anzuführen, das Interesse des Staates an der Erhaltung einzelner Familien im Grundbesitz. Die Auswüchse des Kapitalismus tadelt er scharf, gegen ein ausgedehntes Fabrikwesen hat er eine wohl mehr gefühlmäßige Abneigung, die Schutzzollbewegung und Bestrebungen den Export zu heben, verurteilt er. Für die Arbeiter hat er das wärmste Interesse. Schutzmaßregeln zu ihrem Besten will er vom Staate nehmen lassen; Koalitionen verwirft er durchaus, Streiks scheinen ihm nutzlos, da sie immer zum Nachteil der Arbeiter ausfallen müssen. Sehr heftig wendet er sich gegen den Sozialismus, von dem er Verrohung und Untergang aller Kultur erwartet. Bernhardi ist national gesinnt; er will einen starken Staat, der selbstbewußt und machtvoll auftritt. Zur Frage der Ausdehnung der Macht der Regierung nimmt er keine Stellung. Er meint, daß die allgemein

herrschenden Verhältnisse hier zu berücksichtigen sind. Bernhardi ist konservativ, aber kein Reaktionär. Er gehört jener Zahl von Männern an, die sich in den vierziger Jahren von dem übertriebenen Wesen der Liberalen abwandten, den alten Konservativen, deren Parteistellung eine ähnliche war wie die der Tories in England.

In der revolutionären Sturmzeit der vierziger Jahre ist Bernhardis Werk entstanden. Die liberale Bewegung, die von Freiheit und Gleichheit schwärmte, mag Bernhardi in den engen Verhältnissen des autokratisch regierten Rufslands unverständlich erschienen sein. Er nimmt auf sie in seinem Werke keinerlei Bezug. Die Geistesrichtung, durch die er beeinflufst wird, ist der Sozialismus, der damals in Frankreich in hoher Blüte stand.

Bernhardi, ein konservativer Politiker, las die Kritik, die der Sozialismus an den bestehenden Verhältnissen übte. Er sah, wie aus seinen Worten am Schlusse der Betrachtung über den Kapitalgewinn hervorgeht, das Berechtigte dieser Anschauung ein, wenn man die englische Theorie zu Grunde legt; sein Empfinden und seine Überlegung sträubten sich gegen den Sozialismus, und er beschlofs, nicht wie es andere Kritiker gethan hatten, die Unmöglichkeit des Sozialismus an sich nachzuweisen, sondern ihm seine Grundlagen zu entziehen. So mag Bernhardi zu seiner Lehre gekommen sein. Die arbeiterfreundliche Tendenz, die Richtung gegen das Kapital würde sich derart am besten erklären. Welch tiefe Einsicht verrät die Erkenntnis der Bedeutung des Sozialismus, dessen Macht damals fast allgemein unterschätzt wurde.

Wodurch Bernhardi befähigt war, die englische Theorie zu überwinden, haben wir gesehen; er war durch seine Charakteranlage, seine politischen und allgemeinen Anschauungen imstande, sich von ihren Vorurteilen zu befreien. Worin besteht nun aber der Fortschritt in seinen Anschauungen. Bernhardi betont sein Ziel selbst immer wieder, er will die Volkswirtschaft als Ganzes betrachten, im Gegensatz zu den Engländern, die immer nur den Verkehr im Auge haben. Das kann kein Zweifel sein; diese Aufgabe hat er erfüllt. Niemals verliert er das Ganze aus dem Auge, immer von seiner Grundlage, dem Zwecke der Gesellschaft, ausgehend, weist er die vielfachen Widersprüche der englischen Theorie nach, stellt er selbst seine Forderungen auf. Nicht als ob er Smith und Ricardo formell widerlegt hätte. Das ist vielleicht, wenn man von ihrem Standpunkte ausgeht, unmöglich. Der Gesichtswinkel, unter dem er die Dinge sieht, ist ein ganz anderer. Ricardo beobachtet stets, Smith meist

nur ganz einseitig die Erscheinungen des Erwerbslebens, absehend von einem höheren Zusammenhange; Bernhardi schreibt über Volkswirtschaft. Der Fortschritt, der hierin liegt, ist ein so ungeheuer grofser, dafs dadurch alle Bereicherungen, die Bernhardi der Theorie im einzelnen verschafft hat, so grofs sie auch sein mögen, in den Hintergrund treten. Es ist kaum ein gröfserer Fortschritt vom Merkantilismus zur Volksreichtumslehre des Smith, als von dieser zur Gesellschaftslehre unseres Bernhardi: Jene wollen Gesetze formulieren, Bernhardi erkennt und erklärt die Erscheinungen.

Noch eine Frage müssen wir erledigen, bevor wir uns dazu wenden, die Stellung, die Bernhardi in der Litteraturgeschichte einnimmt, zu betrachten, nämlich die nach seiner Methode. Die Unmöglichkeiten der englischen Theorie weist Bernhardi nach, indem er von ihren Gedanken ausgeht, einzelne Sätze zusammenstellt und die Konsequenzen zieht, die er dann seiner Kritik unterwirft. Auch an den Stellen, wo er wesentlich nur Eigenes bietet, wie z. B. bei der Betrachtung des Wesens der Gesellschaft stellt er die verschiedenen herrschenden Ansichten einander gegenüber, hebt ihre Vorzüge und Nachteile hervor und entwickelt aus dem Ergebnis seine eigene Theorie. Wie das bei theoretischen Erörterungen immer der Fall sein wird, ist seine Methode, äufserlich betrachtet, eine deduktive.

Aber auch in der Methode liegt ein tiefgehender Unterschied zwischen ihm und den Engländern. Jene sind vorwiegend doktrinäre, Bernhardi ist Historiker. Überall liegt seinen Lehrsätzen historische Erkenntnis zu Grunde. Es wäre oberflächlich, diese Behauptung damit beweisen zu wollen, dafs Bernhardi zur Prüfung seines Resultates über die Titelfrage die geschichtliche Entwicklung in England und Frankreich eingehend betrachtet. Man könnte noch eine ganze Reihe von historischen Erörterungen bei ihm anführen, so die über Nordamerika, über die mittelalterlichen Verhältnisse in Italien und Deutschland und die Einwirkung derselben auf die Verteilung des Grundbesitzes; aber solche Einschaltungen finden sich auch bei Smith und niemand wird ihn einen Historiker nennen.

Jedenfalls ist Bernhardi kein deduktiver Theoretiker. Die Begriffe als solche sind ihm stets uninteressant. Rein theoretische Betrachtungen finden bei ihm geringe Beachtung. Seine Definition des Wertbegriffes bietet nichts Neues. Mit der Erklärung des Kapitalgewinns giebt er sich gar nicht ab. Die Frage, was Grundrente ist, läfst er unbeantwortet. Er studiert die Bedingungen der Entwicklung; er deckt die Zusammenhänge im Wirtschaftsleben auf.

Einzelne feine Gedanken verraten deutlich den Historiker, so wenn er die englische Theorie aus der vorherrschenden Stellung der Aristokratie in England erklärt, wenn er einen Abschnitt über die Entwicklung des Arbeitslohns mit der Bemerkung schliefst: In Wirklichkeit liegen die Dinge ganz anders, da die Arbeit erst spät zu freiem Angebot kommt, wenn er das Vorhandensein grofser und kleiner Güter für notwendig hält.

Viel wichtiger aber sind die Grundanschauungen des Werkes. Bernhardi erklärt das Bestehen des Staates nicht deduktiv. Er nimmt ihn als vorhanden an und betrachtet nur seine Bedeutung. Eigentum und Recht sind ihm gesellschaftliche Institutionen, die das freie Spiel der Kräfte hindern. Von welch grofser historischer Einsicht zeugt der immer wiederholte Satz, dafs die Entwicklung der Wirtschaft nicht auf Naturgesetzen, sondern auf der Ausbildung des menschlichen Geistes beruhe, dafs es auf Kulturentwicklung, nicht auf Vermehrung irgend welcher Produktionsfaktoren ankomme, um die Produktion ergiebig zu machen. Nur ein Historiker konnte erkennen, dafs der Zustand der Freiheit kein an sich natürlicher, sondern ein von Menschen gewillkürter ist, wie jeder andere auch.

Über die Form des Werkes noch einige Worte: Es ist geistreich und durchaus anregend geschrieben, entbehrt aber nicht einer gewissen Schwerfälligkeit der Darstellung. Die mangelnde Durchsichtigkeit der Einteilung des Stoffes in den einzelnen Kapiteln, die Einschachtelung der theoretischen Abhandlungen in die Erörterung der Titelfrage erschwert das Verständnis des Werkes. Die Komposition des eingeschobenen Teils ist eine gute. Das Werk als ganzes kann auf dies Lob keinen Anspruch machen; es will durcharbeitet und durchdacht sein, bevor es die Fülle seiner Schönheiten enthüllt.

III.

Wie wird nun Bernhardis Bedeutung in den Geschichtswerken gewürdigt? Roscher erwähnt ihn im 35. Abschnitt seiner Geschichte, der betitelt ist: „Historische Schule“. Er schreibt hier: „Auch die russisch-deutsche Schule ist in unserer Zeit würdig fortgewachsen. Für das weitaus bedeutendste Werk dieser Richtung halte ich . . .“ [1]) Daran schliefst er einige Bemerkungen von tiefgehenden Untersuchungen u. s. w. an: Aber die ganze Art, wie er ihn erwähnt, der Zusammenhang, in dem es geschieht, beweist, dafs Roscher meint, hier einen talentvollen Schriftsteller von mittlerer Bedeutung zu behandeln.

Kautz, dessen Werk in einer dithyrambischen Verherrlichung der historischen Schule und ihres Meisters Roscher ausklingt, feiert ihn zwar auch recht schwungvoll, zählt ihn aber nur zu den Schriftstellern, welche die historische Schule vorbereiten.

Ingram schliefst sich in seinem Urteile derartig an Roscher an, dafs zu vermuten ist, seine Bekanntschaft mit dem Werke rühre nur aus Roschers Geschichte her. [2])

v. Scheel nennt in Schönbergs Handbuch [3]) als Gegner des Smithianismus Fichte und A. Müller „und hierin ist ihnen ein dritter, Th. Bernhardi, verwandt“, der auf die Gefährlichkeit solcher materialistischer Lehren hinweist. Damit ist Bernhardi erledigt.

Cossa endlich nennt ihn unter der Rubrik „der eigentlichen historischen Schule näherstehend und mehr mit Roscher verwandt,“ [4]) nachdem er die Kathedersozialisten besprochen hat. Er beweist damit nur, dafs er Bernhardis Buch schlecht kennt.

---

[1]) Gesch. d. Nat.-Ök. in Deutschland, München 1874, S. 1041.

[2]) Ingram, Gesch. d. Volkswirtschaftslehre, übers. v. Roschlau 1890, S. 293.

[3]) Schönbergs Handbuch, 3. Aufl., Bd. I, S. 96.

[4]) Cossa, Einleitung, ed. Ed. Moormeister, Freiburg 1880, S. 230.

Bei Eisenhardt endlich habe ich Bernhardis Namen nicht gefunden.

Um den Eindruck wiederzugeben, den man bei Betrachtung der Litteratur empfängt, so gilt Bernhardi als Schriftsteller, den man aus irgend einem unbekannten Grunde erwähnen mufs, den man aber nicht liest, geschweige denn in die erste Reihe stellt. Bernhardi selbst betrachtet sich als einen Schüler der deutschen Gelehrten, die wie Hermann, Lotz und Rau die englische Theorie in Deutschland verbreitet haben. Nirgends macht er darauf Anspruch als eine neue Erscheinung in der Entwicklung anerkannt zu werden.

Der Widerspruch gegen die Lehre der Engländer in Deutschland vor Bernhardi ist an drei Namen geknüpft: Fichte, Ad. Müller und Fr. List. Die beiden ersten sind bei Bernhardi nicht erwähnt, List gegenüber nimmt er eine ablehnende Stellung ein.

Eins ist den drei Forschern gemeinsam: sie setzen der realistisch nüchternen Weltauffassung des Smith eine mehr oder weniger ideale entgegen. Alle drei gehen von einer bestimmten Tendenz aus und um dieser zu entsprechen, bilden sie ihre Theorieen.

1800 erschien Joh. Gottl. Fichte: „Der geschlossene Handelsstaat", die erste sozialistische Schrift der neuesten Zeit in Deutschland. Fichtes Vorstellung des Staates ist ein merkwürdiges Gemisch von Ansichten, die teils aus dem Altertum, teils aus der Aufklärungszeit stammen. Die Aufgabe des Vernunftstaates ist es, „jedem erst das Seinige zu geben" (S. 10), und ihn dann im Besitze zu stützen. „Der Zweck aller menschlichen Thätigkeit ist der: leben zu können" (S. 16). Daraus folgt, dafs ein jeder angemessen an der Konsumtion teilnehmen soll. Soweit herrscht die Aufklärungszeit vor. Um aber das Ziel erreichen zu können, wird der Staat, ähnlich dem platonischen, zu einer unumschränkten Gewalt, deren Leitung das ganze wirtschaftliche Getriebe unterstellt ist.

In dem Vernunftstaate wird jedem seine Thätigkeit durch die Behörden zugeteilt, damit er in gutem Wohlbefinden leben kann.

Den Wert der Dinge schätzt Fichte nach Art des Ad. Smith durch Getreide, aber daneben betont er den Gebrauchswert und sagt: jedes „Ding wäre nur soviel mehr wert als das andere, als man länger davon leben kann" (S. 48). Die Selbstsucht, die Ad. Smith zum Prinzipe seiner Theorie macht, ist ihm der Grund alles Übels, der freie Verkehr nur ein ewiger Krieg. Das Recht des Eigentums gilt nur so weit, als dadurch die Lebensmöglichkeit der Menschen nicht beschränkt wird.

Der Fortschritt gegen die englische Theorie liegt hier in der

Betonung des Gebrauchswertes und der sozialen Bedeutung von Produktion und Eigentum. Fichtes Weltanschauung ist eine idealistische, wie sie das Zeitbedürfnis in Deutschland erforderte; aber sie geht über das Mafs hinaus, ist phantastisch und unklar. Damit soll nicht das ungeheuere Verdienst Fichtes bestritten werden, welches darin liegt, dafs er die Volkswirtschaft von einem höheren Standpunkte betrachtet hat. Es ist der erste Schritt der Umkehr von der materialistischen Betrachtungsart der Engländer.

Der zweite in der Reihe, Adam Müller, ist für uns ungleich wichtiger. Er ist der Meister der romantischen Schule in Deutschland. Bei ihm finden sich dieselben Ideen, die im Kreise der Brüder Tieck herumschwirrten und die Jugend unseres Bernhardi befruchten sollten. Adam Müller hat sie ins Nationalökonomische übersetzt. Mit Stolz sahen seine romantischen Freunde auf ihn, als den Propheten und Gentz, der Politiker schrieb ihm: seine Werke seien das Herrlichste, was auf dem Gebiete der Nationalökonomie geleistet worden sei.[1]) Adam Müller bereitet im höchsten Grade Bernhardi vor, wenigstens was Einzelfragen betrifft. Der Grundzug seines Werkes ist Opposition gegen Smith, den der persönlich schätzt, dessen Lehre ihm aber nur aus der Insellage Englands begreiflich erscheint.

„Der Mensch ist nicht zu denken aufserhalb des Staates.“ Dieser aber ist „notwendig, sobald es nur Menschen giebt.“ [2]) Hier ist der organische Zusammenhang von Mensch und Gesellschaft gut betont. Wenn er aber weiter sagt, aufserhalb des Staates kann der Mensch „nicht hören, nicht sehen, nicht denken, nicht empfinden“ (I, S. 51), dann wird es klar, woher seine Anschauung stammt. Es ist die antike Auffassung des Menschen als *ζῶον πολιτικόν*, die hier vertreten wird. Die Bedeutung des Individuums wird übersehen; es geht völlig in der Gesellschaft auf. Diese Lehre ist ein Anachronismus, den Bernhardi vermeidet, so sehr er auch die Wichtigkeit des Staates betont.

Smith hätte das, was wir im gewöhnlichen Leben Arbeit nennen, ausweiten sollen, „bis ihm das gesamte Nationalleben wie eine einzig grofse Arbeit erschienen wäre“ (II, S. 265). Die Nationalökonomie hat Produktion und Konsumtion zum Gegenstand. Smith aber haftet „an dem buchstäblichen Sinne des Wortes Tauschwert“ (II, S. 229). Entsprechend seiner Ansicht vom Staate erscheinen ihm die Personen selbst als Objekt der Nationalökonomie (II, S. 231).

[1]) Brandes: Hauptströmungen der Litteratur, Bd. III, 4. Aufl., S. 301.

[2]) A. Müller: Elemente der Staatskunst, Berlin 1809, I, S. 40.

Müller nimmt vier Elemente des Nationalreichtums an: „Land, Arbeit, physisches und geistiges Kapital“ (III, S. 41), wobei „freilich der Accent auf dem lebendigen Ideenkapitale stehen mufs“ (III, S. 48). Wir werden auf diese Erklärung der immateriellen Produktion zurückkommen bei Gelegenheit Storchs, der eine ähnliche Auffassung vertritt.

Produktiv ist alle wahre Arbeit; je gröfser das Bedürfnis, das sie befriedigt, desto produktiver ist sie (II, S. 225). — Fügt man noch hinzu, welche Bedeutung dem nationalen Moment in der Volkswirtschaft beigelegt wird, dann kann man nicht übersehen, dafs sich vieles Gemeinsame bei beiden Schriftstellern findet, so in betreff des Staates, des Wertes, der Produktion und ihrer Bedeutung.

Aber das alles sind herausgerissene Einzelheiten. Es kann nicht meine Aufgabe sein, nachzuweisen, ein wie unklarer Kopf Ad. Müller war, wie häufig er sich in seinen Ausführungen widersprochen hat. Nur eins mufs ich hervorheben, was meines Wissens nie genügend betont ist, das Gewollte seiner Anschauungen. Alles was er schreibt, hat den Zweck einer Verherrlichung des Mittelalters, was er fordert, ist Rückkehr zu dieser Zeit der Menschenliebe und Gottesfurcht, zu einem Zeitalter, „wie es geschichtlich nie dagewesen ist.“[1]) Das eigentliche Ziel des wirtschaftlichen Lebens scheint ihm zu sein, den Staat kriegsstark zu erhalten. In echt romantischer Art singt er das Loblied des Kriegs. Feudalismus, Zünfte, Majorate geben dem Friedensinstitute der Gesellschaft erst den kriegerischen Ton; im Kriege aber wird „das wesentlichste und schönste der Nationalexistenzen, d. h. die Idee der Nation allen Interessenten vornehmlich klar“ (I, S. 133 ff.).

Er widerlegt nicht Ad. Smith, weil er seine Behauptungen für falsch hält, sondern er hält sie für falsch, weil sie in seine reaktionäre Weltanschauung nicht hineinpassen. Dafs er so, indem er Ideen verteidigt, die Ad. Smith und seine Zeit für immer beseitigt haben, auf gute Gedanken kommt, die besonders uns gut erscheinen, die wir jene Zeit nicht so absolut verwerfen, wie dies die Aufklärung that, ist nicht wunderbar. Ob man aber eine Anschauung bekämpft, weil man sie überwunden hat, oder weil man sich ihrer Erkenntnis noch verschliefst, das ist nicht dasselbe.

A. Müller ist keine so machtvolle Persönlichkeit, wie Fichte. Immerhin ist es sein Verdienst, die Bedeutung des Staates für die Volkswirtschaft erkannt zu haben. Wenn auch seine Grundanschau-

[1]) Knies: „Die politische Ökonomie vom Standpunkte der gesch. Methode“ 1853, S. 28.

ungen wie seine Folgerungen nicht einwandfrei sind, so hat er doch als erster Gegner der englischen Theorie im allgemeinen die Volkswirtschaft als Ganzes betrachtet.

Die wichtigste Bereicherung hat die Theorie der Volkswirtschaftslehre auf dem Wege, der sie aus einer Lehre des Verkehrs zu einer solchen der gesamten Volkswirtschaft werden liefs, vor Bernhardi in Deutschland durch Fr. List empfangen, den genialen Agitator für den Zollverein. Wie List im praktischen Leben ein Vorkämpfer der nationalen Gröfse Deutschlands gewesen ist, dem das deutsche Volk nicht dankbar genug sein kann, so ist das Hauptverdienst seiner Theorie, die Betonung des nationalen Staates. Er betitelt sein Werk als „nationales System der politischen Ökonomie“ und dementsprechend ist ihm die Nation der Grundfaktor der Volkswirtschaft. Nur in ihr kann die Menschheit ihren Zweck erreichen, nämlich den der wachsenden Civilisation.

Um den wirtschaftlichen Fortschritt zu ermöglichen, ist es notwendig, die Produktivkräfte des Volkes zu heben. Die Nationalökonomie ist eine Volkserziehungslehre. Sie giebt an „wie eine gegebene Nation bei der gegenwärtigen Weltlage und bei ihren besonderen Nationalverhältnissen ihre ökonomischen Zustände behaupten und verbessern kann.“ [1]) Nicht auf den Besitz von Reichtümern kommt es an, sondern uuf die Kraft, Reichtümer zu schaffen (S. 142). Smith hat sich von der Idee Wert, Tauschwert beherrschen lassen und hat die Idee der „produktiven Kraft“ nicht genügend durchdacht (S. 144). Der Theorie des Wertes hätte er eine solche der Kräfte zur Seite stellen müssen (S. 146). Er hat keine Wissenschaft begründet, „die da lehrt, wie die produktiven Kräfte geweckt und gepflegt . . . werden“ (S. 147). Wichtig aber ist nicht die Steigerung des Tauschwertes, sondern der produktiven Kräfte (S. 177). Die Unproduktivität der Dienste widerlegt er, wenn er fragt: „Wer Schweine erzieht ist ein produktives, wer Menschen erzieht, ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft“? (S. 157).

Die drei Hauptproduktivkräfte, die List annimmt, sind bekanntlich Agrikultur, Manufaktur und Handel.

List kommt zur Forderung des Schutzzolls, um die Manufakturkraft des Volkes zu heben. Er verurteilt die Freihandelspolitik des A. Smith, die nur für unentwickelte oder in höchster Blüte stehenden Völker passe. A. Smiths Theorie ist „ein System der Privatökonomie

---

[1]) Friedrich List: Ges. Schriften ed. Häusser III, S. 132.

aller Individuen eines Landes," „wie sie sich bilden müfsten, wenn es keine besonderen Staaten . . . Nationen . . . gäbe" (III, S. 336). So verfällt Smith in Kosmopolitismus, toten Materialismus, Partikularismus und Individualismus (S. 181). Seine ganze Lehre konnte nur „plausibel gemacht werden, indem man nicht die schaffende Kraft, sondern das Geschaffene", den Tauschwert berücksichtige (S. 335). Niemals beachtet er das Ganze der Gesellschaft; er will nur Werte gewinnen (S. 337).

List ist ein durchaus genialer Kopf. Er hatte wundervolle Gedanken, für die ihn die Wissenschaft stets ehren mufs. Die Betonung des nationalen Moments und der produzierenden Kraft, an Stelle des produzierten Wertes, sind Fortschritte der Erkenntnis, die auch Bernhardi sicherlich beeinflufst haben. Aber er ist unklar, er hat sein System nicht scharf durchdacht, sondern tendenziös zugeschnitten. List hat die Wissenschaft befruchtet, ohne selbst eigentlicher Gelehrter zu sein; er wollte Theorie und Praxis in Einklang bringen, aber er war Praktiker.

Er wirft den Engländern toten Materialismus vor; aber auch seine Absicht ist eine materialistische; er will die Produktivkräfte heben, um Reichtümer zu schaffen. Wie seine politische Erziehungskunst auf die Verhältnisse der einzelnen Volksklassen wirken wird, danach fragt er nicht.

Wir haben gesehen, Bernhardi ist Freihändler; er hält übergrofses Wachsen des Fabrikwesens und des Exporthandels und Verelendung der niederen Klassen für gleichzeitige Erscheinungen. Lists Tendenz erschreckt ihn so sehr, dafs er glaubt, „eine wahnsinnig gewordene Wissenschaft zu hören" (S. 410).

Fichte hat in der Volkswirtschaftslehre ideale Forderungen betont; Ad. Müller hat den Staat als Gesamtheit der Individuen an die Spitze seiner Betrachtung gestellt. List hat die Wirtschaftslehre aus einer kosmopolitischen zu einer nationalen Wissenschaft gemacht. Auf ihrem Wege schritt Bernhardi fort und schuf seine Volkswirtschaftslehre.

Die Lehrbücher unserer Wissenschaft nennen Bernhardi stets unter der Rubrik: deutsch-russische Schule, so dafs es notwendig ist, Bernhardis Verhältnis zu dieser Gruppe von Schriftstellern zu betrachten. Das Gemeinsame in dem Wesen der Gelehrten, die man hierher zählt, findet Kautz darin, dafs sie mit den Verhältnissen reich

entwickelter Länder vertraut, im praktischen Leben eines niederen, nämlich Rufslands, stehend, doktrinäre Vorurteile ablegen müssen.[1])

Die beiden bekanntesten Autoren dieser Schule sind Storch und Cancrin.

Storch baut im wesentlichen auf der Theorie des Ad. Smith fort und unterscheidet sich von ihm nur in drei Punkten, nämlich in der Theorie der unkörperlichen Güter, in seiner Ansicht von dem produktiven Charakter der Arbeit und der Produktion und in der Lehre vom Volkseinkommen.

Die immateriellen Güter entsprechen allen Anlagen, die körperlich und geistig ein Mensch besitzen kann. Die politische Ökonomie ist die Wissenschaft „des lois naturelles, qui determinent la prospérité des nations, c'est a dire leurs richesses et leur civilisation",[2]) d. h. die Glückseligkeit der Nation setzt sich zusammen aus den körperlichen Gütern und den oben bezeichneten immateriellen, denen der Civilisation. Beide stehen in Wechselwirkung zu einander. „Comme la richesse ne peut augmenter sans la civilisation, aucume d'elles ne doit point s'accroître au dépens de l'autre".[3])

In der materiellen Produktion verdanken die Werte ihren Ursprung der Natur und der Arbeit, in der immateriellen ist der Mensch dasselbe wie der Naturfonds in der materiellen, das Wesen, in dem sich die Produktivkraft der Natur zur Geltung bringt. So dankenswert die Betonung des geistigen Elements im Leben ist, ebenso unfruchtbar ist die Einteilung der Güter in körperliche und unkörperliche.

Storch, wie Ad. Müller wollen die kulturelle Seite des menschlichen Lebens nicht aufser acht lassen, sie schachteln die Geistesthätigkeit in die Wirtschaftslehre ein. D. h. aber einen Fehler durch einen anderen gut machen wollen. Es ist unmöglich, die Lebensthätigkeit als eine rein gewerbliche aufzufassen, sagt Bernhardi. Storch und Müller aber finden keinen Unterschied zwischen den Funktionen des geistigen und des wirtschaftlichen Lebens.

Zweitens kommt Storchs Ansicht von dem produktiven Charakter der Arbeit und der Konsumtion in Betracht. Die Dienste sind produktiv, da sie die Civilisation fördern. Sie werden konsumiert, wie jedes andere Produkt auch, ihre Konsumtion kann ebenso zur Hervorbringung materieller wie immaterieller Güter führen.[4]) Für den

[1]) Kautz: Theorie und Gesch. d. Nat.-Ök., Wien 1858/60, S. 620.
[2]) Storch: „Cours complet", Petersburg 1815, I, S. 23.
[3]) Ebenda V, S. 369.
[4]) Storch: Betrachtungen über d. Natur d. Nat.-Eink. Halle 1828.

einzelnen produktiv ist jede Arbeit, die ihn dauernd ernährt, für die Gesamtheit diejenige, nach der dauernd Nachfrage besteht (S. 31). Das Kapital unterscheidet er in persönliches, das zur Unterhaltung von Dienstleistungen verwandt wird und in sachliches, das für die Produktion selbst nötig ist (S. 66). Jede Kapitalverwendung ist eine fruchtbare, die wirklich produzierende Arbeit erhält (S. 53).

Zweifellos liegt in der hier vorgetragenen Lehre ein Fortschritt gegenüber Smith, ebenso wie in seiner Ansicht über das Volkseinkommen. Dies besteht nicht aus der Summe der im Jahre produzierten, sondern neuverkauften Werte, zu denen auch die kommen, die ein jeder von seinem eigenen Produkte selber verzehrt Auch die unkörperlichen Erzeugnisse sind hinzuzurechnen (S. 13 ff.).

Dafs die ganze Lehre sich durch Klarheit auszeichnet, wird niemand behaupten. Storch hat die Mängel der Smithschen Lehre wohl bemerkt, aber es fehlt ihm die logische Schärfe, um sie zu verbessern. Seine Ausführungen sind nicht genügend durchdacht und voller Widersprüche. Möglich ist es jedoch, dafs er Bernhardi hier und dort angeregt hat. Beweise dafür finden sich nicht.

Graf Georg Cancrin ist wissenschaftlich betrachtet nur ein unklarer aber geistvoller Dilletant. Indessen ist er nächst Storch der bedeutendste Vertreter der deutsch-russischen Schule, zu der man Bernhardi zu zählen beliebt. Aufserdem polemisiert er weit mehr, als Storch gegen Ad. Smith, nähert sich also, wenigstens äufserlich betrachtet, dem Standpunkte Bernhardis.

Politische Ökonomie ist ihm die Wissenschaft vom Weltreichtum überhaupt; sie wird auf ein bestimmtes Volk angewandt zur Nationalökonomie.[1]) Er wendet gegen Smith ein: „Die Kräfte der Natur sind die erste Quelle der Produktion", daneben kommen noch Arbeit, Intelligenz und Maschinen in Betracht (S. 5). Produziert hat nur die Arbeit, die mehr als ihre Kosten einbringt.

Diese Ausführungen bringen wenig neues und dies wenige ist nicht gerade gut. Besonders stolz aber ist Cancrin auf seine Unterscheidung der produktiven und reproduktiven Arbeit. Nur Natur und Genie, oder wie er an anderer Stelle sagt: „Künstler" sind produktiv; denn sie bringen wirklich neues hervor; alle anderen Arbeiter reproduzieren nur besser oder schlechter, was sie verbrauchen und verzehren (S. 25). Dagegen ist noch als produktiv im höchsten Grade zu erwähnen die „Privation" im internationalen Verkehr (S. 28) und

[1]) Cancrin: „Weltreichtum, Nationalreichtum und Volkswirtschaft . . . ". München 1821.

vor allem die Seeräuberei (S. 30). Es ist wohl unnötig, diesen Ausführungen ein Wort hinzuzufügen.

Dagegen führt er richtig aus, dafs ein Volk nach seinen nationalen Eigenheiten regiert werden mufs (S. 100), dafs die Erzielung eines möglichst hohen Reinertrags wünschenswert ist, aber dafs vor allem die gesicherte, unabhängige Existenz des Volkes in Betracht kommt.

Ferner sagt er: Der Arbeitslohn solle eine Entschädigung für Erziehung, Unterhalt, Hülfe fürs Alter und ein „accessorisches Plus zur Ergötzlichkeit“ enthalten (S. 80).

Wenn sich auch einige gemeinsame Anschauungen bei Bernhardi und besonders bei Storch finden, so kann doch von einem inneren Zusammenhange zwischen ihm und jenem, noch viel weniger zwischen ihm und Cancrin die Rede sein. Warum rechnet man nun Bernhardi zur deutsch-russischen Schule? Etwa weil sein Werk in Petersburg entstanden ist? Aber mit demselben Rechte könnte man jedes in England geschriebene Buch der Smithschen Schule zuzählen. E s ist keine reine Äufserlichkeit, um die es sich hier handelt; man wufste nicht, was man mit Bernhardis Werk anfangen sollte. Daher klassifizierte man es wohl so gut es eben ging und damit war es abgethan.

Den vornehmsten Vertreter, den die Smithsche Lehre in Deutschland gefunden hat, ist F. B. W. Hermann. Aber mit einer einfachen Schematisierung ist nicht viel gethan, und die Bedeutung Hermanns ist zu grofs, als dafs man ihn einfach in eine Kategorie bringen und damit erledigen könnte. Sein Name bedeutet den Höhepunkt, den die deutsche Wissenschaft vor Bernhardi erreicht hat, und dieser erwähnt ihn so oft und mit solcher Bewunderung, dafs er kaum die Bezeichnung als sein Schüler abgelehnt haben würde. Zudem berührt sich das von beiden behandelte Gebiet fortgesetzt. All diese Umstände rechtfertigen wohl eine Darstellung seiner Lehren, soweit sie für Bernhardi in Betracht kommen.

Der Reichtum einer Nation besteht nach Hermann nicht in grofsem Vermögen, sondern in der „Befriedigung aller Bedürfnisse.“ Den Einzelnen treibt im wirtschaftlichen Leben der Eigennutz, dafs aber „der aus dem Eigennutz entspringende Verkehr der Einzelnen von selbst allen Anforderungen der Volkswirtschaft genüge,“ ist nicht anzunehmen.[1]) Neben dem Eigennutz wirkt eine zweite ebenso tief

[1]) Hermann: Staatswissenschaftl. Untersuch., 1. Auflage, München 1832, S. 14.

in der menschlichen Natur wurzelnde Kraft, die auf den Schutz und Fortbestand der Gattung gerichtet ist, der Gemeinsinn (S. 15).

Verfolgt man das Prinzip des Eigennutzes, so erhält man die Gesetze des Erwerbs und Verkehrs, die theoretische Nationalökonomie. Den Wirkungen des Gemeinsinns entsprechen die Regeln zur Erreichung des „Zwecks der Gesamtwirtschaft," der wie gesagt, allgemeinste Befriedigung der Bedürfnisse ist (S. 17).

Auch Bernhardi sagt ähnlich: Die Erkenntnis des Staatszwecks gewährt das Gesetz für die praktischen Teile der Nationalökonomie; auch er hält eine allgemein ausreichende Konsumtion für das Ziel der Volkswirtschaft und meint, dafs hier eine Aufgabe des Staates vorliegt, und doch besagt das alles bei ihm etwas ganz anderes. Hermann fügt der Theorie ein neues Glied hinzu, aber er verbindet es nicht mit der Kette. Ganz doktrinär erklärt er die Gesellschaft als aus einer menschlichen Sinnesrichtung entstanden. Wie anders fafst Bernhardi den Staat, die Lebensgemeinschaft aller Menschen, wie viel weiter seinen Zweck auf.

Die Wichtigkeit des Gebrauchswerts erkennt Hermann an. Da jedes Gut am Ende zum Gebrauch gekauft wird, so ist der Gebrauchs- oder „Nutzwert immer eine Wurzel des Tauschwerts und im Begehr von Einflufs auf den Preis" (S. 68). Aber er ist ihm blofs ein Grund unter einer Anzahl von Gründen, die auf den Preis bestimmend wirken, nicht der Ausgangspunkt der Betrachtung wie bei Bernhardi.

In der Lehre von der Produktivität tritt der Tauschwert sogar in den Vordergrund, wenn er sagt: Vom Standpunkte des Ganzen ist jede Leistung produktiv, die begehrt wird, und dafs sie dies ist, erkennt man daraus, „dafs man ohne Zwang wenigstens vollen Ersatz ihrer Kosten anbietet." [1]) Nein, sagt Bernhardi, jede Schaffung von Gebrauchswert ist produktiv, ob sie die Kosten einbringt, das ist eine Frage des Verkehrs.

Hermann betrachtet die Produktivität vom Standpunkte des Produzenten und andererseits von dem des Konsumenten aus. Diese Teilung ist wertlos, wenn man die Volkswirtschaft als Ganzes ansieht. Naturgemäfs kommt er gelegentlich der Ausführungen über den Standpunkt des Produzenten zu einer einseitigen Betonung des Tauschwertes (S. 29). Dagegen erklärt er die Produktivität des Handels, indem er richtig vom Gebrauchswert ausgeht.

Scharf verwahrt er sich gegen die Aufnahme der sogenannten

---

[1]) Hermann a. a. O. S. 37.

immateriellen Produktion unter das Kapital, da diese Erscheinungsformen des menschlichen Geistes die Grenzen der Wirtschaftslehre völlig überschreiten (S. 54). „Die Künste," wie Staats-, Kriegs-, Lehr- und Heilkunst sind produktiv, gemäfs dem Grundsatze, dafs jeder produziert, „wer überhaupt einen Gedanken in einiger Vollendung äufserlich darstellt" (S. 24). Wir sehen dieselben Ansichten wie bei Bernhardi, aber die Folgerungen fehlen, die dieser zieht. Nirgends findet sich ein Wort von der Wichtigkeit dieser Dienste, von ihrer hohen Bedeutung für die Erreichung des Ziels der Gesellschaft.

Die Produktivität der Natur im Ackerbau und Gewerbe erkennt er an; nur geht sie ihm völlig in dem Begriff „Kapital" und „freie Güter" unter. Wie Bernhardi, kommt auch Hermann zu dem Resultat, dafs kein Gut, also auch nicht die Arbeit, die Eigenschaften eines Wertmessers habe, „weil es kein Gut giebt, das in den eigenen Kosten unveränderlich wäre" (S. 134). Auch die Folgen der steigenden Ergiebigkeit der Arbeit beachtet er; aber das Ergebnis ist doch ganz das alte im Sinne Ricardos. Der Preis der Arbeit hängt von Nachfrage und Angebot ab, nur Beschränkung der Kinderzahl der Arbeiter kann helfen, „wirtschaftliche Anstrengung allein wird den Gedrückten nur immer schwer belasten" (S. 246).

Grofs ist der Einflufs Hermanns auf Bernhardi in der Lehre des reinen Einkommens. Beide definieren es in demselben Sinne, nur mit veränderten Bezeichnungen.

Von dem reinen Einkommen lebt der Arbeiter. Darin sind beide Schriftsteller einig. Der Kapitalbesitzer vermittelt nach Hermann nur zwischen Arbeiter und Konsumenten. Seinen Lohn erhält der Arbeiter aus dem Einkommen des Konsumenten (S. 281). Die Wirksamkeit des Kapitals ist scharf erkannt, wenn er schreibt: „Die Besitzer geben es nicht fort, sondern formen es durch Umtausch nur um." Aber weiter geht er nicht. Die eigentliche Bedeutung des Gewinns als Verteilungsform erkennt er nicht, nämlich dafs er den vollen Ertrag der Arbeit für den Arbeiter schmälert und darum seine Steigerung um jeden Preis, wie Bernhardi ausführt, durchaus nicht wünschenswert ist. Auch die Fragen, wie hoch der Kapitalgewinn bemessen sein soll, und ob es Zweck hat, die Produktion ins Ungemessene zu vermehren, ohne für richtige Verteilung zu sorgen, beantwortet er nicht.

Den ganzen so wichtigen Betrachtungen Bernhardis über die Lage der Arbeiter und die Veränderungen, der sie beim Wachsen oder bei

der Verminderung des Kapitals unterworfen sind, finden bei Hermann keine Parallele.

Das Verdienst Hermanns ist seine Klarheit. Mit mathematischer Schärfe trennt er die Begriffe bis in die kleinsten Teile. So hat er unendlich viel zur Erkenntnis der Einzelerscheinungen geleistet. Die Definition der Begriffe, die äufsere Auffassung von der Art und Funktion der einzelnen Faktoren ist bei ihm und Bernhardi fast stets dieselbe. Aber eins fehlt Hermann und das besitzt Bernhardi im höchsten Mafse; der innere Zusammenhang, die Übersicht der Erscheinungen von einem bestimmten höheren Standpunkte aus. Bernhardi schafft Neues, Hermann erweitert nur das Überlieferte, die Lehre der Engländer. Wie er Wirtschaft und Staat trennt, so sieht er im ganzen Leben nur eine Reihe von koordinierten Erscheinungen. Er schreibt eine wundervolle Abhandlung über das Kapital, über den Gewinn, aber was er giebt, ist nur die Aufsenseite, die Verkehrsform.

Alle Schriftsteller, die wir bisher besprochen, haben beigetragen zu dem Bau, der das festgegründete Monument der englischen Lehre schliefslich überragt und beschattet hat. Was sie leisteten, der eine im gröfseren, der andere im geringeren Mafse, das waren doch schliefslich blofs Bausteine, die als Material ja ihren Wert hatten, aber innerlich des Zusammenhangs entbehrten; der Baumeister, der den Plan gefunden hat, aus dem das Werk erstand, ist Bernhardi. Alles, was vor ihm zur Erschütterung oder Bereicherung der alten Lehre geschrieben ist, weist auf ihn hin und findet in ihm seinen Meister. „Die Kritik . .“ ist das erste Buch, das in wissenschaftlicher Weise von Grund aus mit den Vorurteilen der englischen Lehre aufräumt. Ein unsterbliches Verdienst, das für ewige Zeiten im Gedächtnis der Wissenschaft bleiben mufs.

Im Jahre 1848, also ungefähr ein Jahr vor unserem Werke, erschien der erste Band von B. Hildebrands „Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft“. Schon 1843 hatte Wilh. Roscher eine kleine Schrift veröffentlicht „Grundrifs zu Vorlesungen . . .“. 1853 kam Karl Knies „Politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkt“ und 1854 Roschers „System der Volkswirtschaft Bd. I“ heraus. Damit war eine neue Schule in der Volkswirtschaftslehre entstanden, die historische.

Bernhardis Werk enthält nun alle die Gesichtspunkte, die jene Schule als für sich charakteristisch betrachtet.

Wir müssen also feststellen, welches die Hauptforderungen der Schule sind. Roschers Grundrifs enthält in seiner Vorrede vier Sätze, die zu den Glaubensartikeln der Schule geworden sind. Auch Knies erkennt das hier gegebene Programm an,[1]) mit einem Einwurfe, den ich noch erwähnen werde.

Roscher schreibt: 1. „Die Frage, wie der Nationalreichtum am besten gefördert werde, ist zwar auch für uns Hauptfrage, aber sie bildet keineswegs unseren eigentlichen Zweck.“ Unser Ziel ist die Darstellung des wirtschaftlichen Lebens der Völker; es kann nur unter Zuhülfenahme der Rechts-, Staats- und Kulturgeschichte erreicht werden.

2. Man darf nicht allein die Gegenwart betrachten, sondern mufs sie aus der Vergangenheit heraus zu erkennen suchen.

3. Die Geschichte abgestorbener Völker liefert Parallelen, die auch für uns wichtig sind.

4. Die historische Methode wird nie schlechthin ein Institut loben oder tadeln.

Sehr richtig bemerkt Knies hierzu, dafs dies Axiome, nicht die Merkmale einer Methode, seien. Ich lasse vorläufig die Frage der Methode auf sich beruhen, da es mir zunächst darauf ankommt, festzustellen, ob Bernhardi der historischen Schule angehört.

Wer die oben angeführten vier Punkte erfüllt, den mufs die historische Schule zu den Ihren rechnen. Bernhardi giebt jedenfalls in vortrefflicher Weise eine Darstellung des wirtschaftlichen Lebens der Völker. Er zieht zur Beantwortung der Frage nach grofsem oder kleinem Grundbesitz die Vergangenheit heran, indem er die Geschichte Englands und Frankreichs eingehend betrachtet. Er zählt die Vorteile des grofsen und kleinen Grundeigentums auf, hebt die Notwendigkeit beider in gewissen Verhältnissen hervor und giebt weder dem einen noch dem anderen ein- für allemal den Vorzug.

Was folgt aber aus alledem? Dafs, wenn wir von einigen vorbereitenden Schriften absehen, Bernhardis Werk neben dem erwähnten von Hildebrand rein zeitlich die erste gröfsere systematische Leistung der historischen Schule ist.

Wir haben gesehen, wie Roscher von unserem Werke zwar als einem recht anerkennenswerten, aber doch minder wichtigen gesprochen hat. Hildebrand erwähnt es natürlich nicht, da er es bei Erscheinen seiner National-Ökonomie nicht gekannt haben kann; aber auch in

[1]) Knies a. a. O., S. 33 ff.

einem 1863 erschienenen Aufsatz [1]) führt er als Gelehrte, die sich in Deutschland gegen die englische Theorie wandten, nur Haller und Ad. Müller an. Merkwürdig ist, dafs Knies von Bernhardi schweigt, obwohl er wiederholt Fragen behandelt, für die Bernhardi geradezu mafsgebend ist.

Inwiefern Bernhardis Methode eine historische ist, haben wir oben gesehen.

Wir haben in der historischen Schule zwei Stadien der Entwicklung zu unterscheiden, das rein historische und das historisch-soziale. Dem ersteren gehört die historische Schule im engeren Sinne an, also Roscher, Knies und Hildebrand, und diese meine ich, wenn ich im weiteren Verlaufe kurzweg von der historischen Schule spreche.

Ich mufs eine eingehende Charakteristik der historischen Schule und ihres Verhältnisses zu Bernhardi geben. Zuerst einige allgemeine, grundlegende Dinge.

Das Auftreten der historischen Schule ist äufserlich leicht erklärt als Parallelerscheinung der Savigny-Eichhornschen Methode in der Jurisprudenz. Wie die Rechtslehre aus dem Gebiete der Abstraktion und Spekulation herausgeführt wurde, so galt es auch für die jüngere Nationalökonomie das Fundament zu schaffen.

Aber um was handelt es sich innerlich? Um eine Opposition gegen die Engländer? Keineswegs. „Ich wüfste unter den Neueren kein Volk, keine Zeit, die in irgend einer Kunst oder Wissenschaft eine relativ vollkommene Schule besessen hätte", schreibt Roscher [2]) von der englischen Schule und auch Knies, der jener klassischen Richtung schon viel ferner steht, sagt: Alle späteren Doktrinen sind weit „mehr aus Ad. Smith heraus als in Gegensatz zu ihm getreten". [3]) Ricardo nennt er den „grofsen Pessimisten" (S. 64), ein Ausdruck, der nicht glücklich gewählt ist. Auch Hildebrands Kritik ist durchaus keine ablehnende.

Den besten Aufschlufs darüber, was die historische Schule ist und will, müfste uns eigentlich das erwähnte Werk von Knies geben; denn es behandelt in seinem weiten Umfange nur die Methode der historischen Forschung. Aber es ist nur ein einziger Gedanke seinen Ausführungen zu entnehmen, nämlich der, dafs jeder Zustand, jede Theorie der politischen Ökonomie historisch geworden und nur im

[1]) Die gegenwärt. Aufgaben d. Wissenschaft d. Nat.-Ökon., Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. I.

[2]) Roscher: Zur Gesch. der engl. Volks-Wirtschaftslehre, Abh. d. sächs. Gesellschaft . . ., 1851, S. 3.

[3]) Knies: Pol. Ök., S. 306.

Geiste der Zeit verstanden werden kann. Das subjektive Moment in seinen Betrachtungen ist stets die eine Idee, „alles ist relativ".

Der Fehler der Smithschen Schule ist es, dafs sie eine Lehre geben wollte, „die für alle Zeiten und Völker absolute Gültigkeit haben sollte" schreibt Hildebrand.[1]) Um diesen Fehler zu vermeiden, will Roscher nur die Wirklichkeit der Dinge, die einfache Schilderung geben, die nicht falsch sein, noch veralten könne.[2]) Aufser der Schilderung sei die Geschichte wichtig; denn in ihrem Kreislaufe wiederholen sich die Dinge, ein Satz, den übrigens Knies nur mit sehr starken Einschränkungen gelten lassen will.

Zwei Vorwürfe mufs man gegen dies Programm erheben; erstens: es fordert zu grofse Objektivität, zweitens: es betont zu stark den Wert der Geschichte für die Volkswirtschaft.

Der Unterschied der Naturwissenschaften und der sogenannten Geisteswissenschaften ist der, dafs die ersteren objektive, beweisbare Thatbestände aufweisen, die letzteren, die es mit Regungen des menschlichen Geistes zu thun haben, keine mathematischen Wahrheiten ergeben. Niemand kann objektiv Geschichte schreiben, ebensowenig wie er objektiv dichten oder malen kann.

Objektivität des Nationalökonomen den grofsen politischen Fragen gegenüber, ist eine Unmöglichkeit. Die Geschichtsschreibung behandelt Dinge, die in der Vergangenheit liegen, die Nationalökonomie aber ist recht eigentlich die Wissenschaft der Gegenwart. Sie handelt vom Leben und ist für das Leben da. Wer aber die Gegenwart richtig erkennt, der kann nicht, wie Roscher es thut, auf die Ausarbeitung von Zukunftsidealen verzichten (S. 59); sie ergeben sich aus seiner Erkenntnis von selbst.

Wie ist es möglich, bei Berücksichtigung des unmittelbaren Einflusses, den die Wissenschaft der politischen Ökonomie stets auf die Regierungen hatte, zu behaupten, wie das Roscher häufig thut, man müsse nicht praktische Regeln aufstellen, sondern nur Praktiker ausbilden.

Knies macht Roscher sehr richtig zum Vorwurf, dafs, wenn er die Frage: „was soll sein" nicht in Betracht zieht, die Wissenschaft zu einem nachträglichen Berichte wird.[3]) Aber was enthält denn Knies geistreiches Werk, historische Abhandlungen, aus denen sich nur eins ergiebt, warum es heute gerade so ist, wie es ist und nicht

[1]) Hildebrand a. a. O., S. 27.
[2]) Roscher: System, Bd. I, S. 51, 21. Aufl.
[3]) Knies a. a. O., S. 42.

anders. Man wird es den Menschen nicht abgewöhnen können, sich mit der Zukunft und den Rätseln, die sie birgt, zu beschäftigen.

Gewifs, die Wissenschaft der politischen Ökonomie soll keine Idealzustände ausmalen; aber sie soll die Dinge betrachten, das Verbesserung Bedürftige erkennen und dann angeben, was zur Heilung geschehen kann. Die Volkswirtschaftslehre soll auf die Politik einwirken, das ist ihre Aufgabe. Alle grofsen Werke der Disziplin haben auch praktische Folgen gehabt. Politisch wirken aber können nur starke Persönlichkeiten und das persönlich lebende Element ist unserer Wissenschaft ebenso unentbehrlich wie gelehrtes Wissen.

Dies subjektive Element haben die sogenannten Kathedersozialisten in die historische Schule gebracht, indem sie die Schäden der Zeit erkannten und Abhülfe forderten. Damit war ein ungeheuerer Fortschritt geleistet. Die politische Ökonomie ist aus dem sie nicht nährenden, rein historischen Stadium wieder in das Leben geführt worden.

Und Bernhardi? Er ist ein Historiker, aber er hat sich von den Fehlern der Schule freigehalten. Durch sein Werk weht die Kraft einer starken Persönlichkeit. Er hat seine idealen Forderungen aufgestellt und diese sind — das ist wohl zu beachten — dieselben gewesen, die in späterer Zeit die sogenannten „Kathedersozialisten“ betont haben.

Bernhardi sagt: Der Zustand des freien Spiels der Kräfte bedeutet die Herrschaft des Geldes und den Ruin der Arbeiter. Das ist ein Schade und darum ist es die Aufgabe des Staates, helfend zu gunsten der Arbeiter einzugreifen. Dies rein subjektive, fast leidenschaftliche Eintreten für die Klassen, deren Los ihm nicht dem Zwecke der Menschheit zu entsprechen scheint, ist das Ergebnis seines ganzen Werkes. Möglich, dafs hierin das Eingeständnis einer Tendenz liegt, aber diese Tendenz ist dieselbe, die ein Menschenalter später alle bedeutenderen Werke unserer Wissenschaft beherrscht.

Der zweite Vorwurf, den ich der historischen Schule gemacht habe, ist der, dafs sie die Stelle vergifst, die der Geschichte zukommt. Sowohl bei Roscher als bei Knies ist die geschichtliche Forschung Selbstzweck, nicht Hülfsmittel.

Gewifs, die Erkenntnis der ökonomischen Vergangenheit ist ununendlich wichtig, aber schliefslich für uns Lebende doch nur soweit von Wert, als wir aus ihr lernen können. Die politische Ökonomie ist im Grunde eine Wissenschaft der Gegenwart und der Zukunft, das kann gar nicht scharf genug betont werden.

Vielleicht noch niemals hat ein Forscher eine solche Fülle geschichtlichen Materials zusammengetragen, als Wilhelm Roscher. Aber aus allen gesammelten Einzelheiten entsteht kein einheitliches Ganze. Es ist ihm nicht einmal gelungen, die Ergebnisse seiner historischen Einzelforschungen mit den sich anschliefsenden theoretischen Erörterungen in Einklang zu bringen. Die Wahrheit dieser Behauptung wird sich bei Betrachtung der Einzelfragen ergeben.

Wie fafst die historische Schule die Gesellschaft auf? Roscher schreibt: „Das bedeutendste unkörperliche Kapital ist wohl bei jedem Volke der Staat selber," bei Gelegenheit der Aufzählung der Bestandteile des Kapitals und zwar unter Ziffer k.[1]) Seine Auffassung vom Wesen des Staates könnte ein Schüler Ricardos zu der seinen machen.

Weit näher steht Knies der Betrachtungsart Bernhardis. Ihm ist die Staatsgewalt nicht etwas „aufserhalb des allgemeinen Volkslebens Stehendes." [2]) Die wirtschaftlichen Zustände stehen im engsten Zusammenhange mit dem gesamten Organismus. Ein grofser Unterschied jedoch bleibt auch hier bestehen und dieser beruht in der Erklärung des Verhältnisses von Mensch und Gesellschaft.

Roscher erkennt im Menschen zwei Triebe, den Eigennutz, „sodann aber die Forderung der Stimme Gottes in uns, das Gewissen" (S. 24). Durch das Gewissen wird der Gemeinsinn erzeugt und dieser wieder führt zur Bildung der Gesellschaft. Knies beginnt: „Der Mensch existiert ja überhaupt nicht blofs als Individuum, sondern von Haus aus in Gemeinschaft mit Seinesgleichen" (S. 238), und zwar ist das der Fall, da er die natürliche Anlage des Gemeinsinns hat, der überall im Leben dem Eigennutz die Wage hält.

Diese Auffassung geht in nichts über Hermann hinaus; sie ist deduktiv wie die der englischen Lehre, der sie eben nur einen Teil hinzufügt, den Gemeinsinn.

Knies und Roscher denken immer noch an eine Art von Urvertrag, den die Menschen durch irgendwelchen Trieb veranlafst, zur Staatenbildung abschliefsen. Historisch aber ist es, die Dinge zu nehmen, wie sie sich entwickelt haben, und wenn man die Entwicklung prüfen will, Fakta und nicht Deduktionen zu geben.

Wie ganz anders sind Bernhardis Ansichten. Der Staat steht keineswegs nur als ein Verein da . . ., sondern als ein an sich not-

---

[1]) Roscher a. a. O., S. 100.
[2]) Knies a. a. O., S. 107.

wendiges, das als ethisch-organisches Ganze ein eigenes Leben in sich trägt.“ Bestände kein weiterer Unterschied zwischen Bernhardi und seinen Zeitgenossen, als diese verschiedenartige Auffassung vom Wesen der Gesellschaft, so würde er schon hierdurch diese anderen überragen.

Vom Staatszweck spricht Roscher nur einmal gelegentlich. Die Regierung sorgt allmählich auch für „die innere Rechtssicherheit, weiterhin für den Wohlstand, die Gesundheit, die Bildung, ja die Bequemlichkeit des Volkes.“ [1]) Er fährt dann fort: „In demselben Verhältnisse, wie die Leistungen, müssen auch die Ansprüche des Staates wachsen.“ Also Leistung und Gegenleistung, aber noch deutlicher geht die Auffassung des Staates als eines isolierten Wesens, repräsentiert durch die Regierung, aus einer anderen Stelle hervor. „Die Regierungsarbeit — ist nur insofern produktiv — als sie durch gern gezahlte Steuern gedeckt wird,“ auch nur soweit „als sie zur Erreichung ihres Zweckes wirklich notwendig.“ [2]) Roscher nennt die Nationalökonomie die „Anatomie und Physiologie des wirtschaftlichen Volkslebens“ (I, S. 59); er spricht stets von Naturgesetzen, die entdeckt werden müssen. Seine Auffassung des Zwecks der politischen Ökonomie ist also diejenige der Engländer. Ganz anders führt Hildebrand aus, dafs es sich im Wirtschaftsleben um „ein Produkt der Naturgesetze und der psychologischen Gesetze handle.“ [3])

Sehr charakteristisch und wesentlich ist auch die verschiedene Art, wie die immaterielle Produktion betrachtet wird. Roscher fafst sie ganz im Sinne Says auf. „Für die Schuhfabrikation z. B. arbeitet der Richter, welcher die Bezahlung der Schusterrechnung sichert“ und weiter: „das Gut der allgemeinen Rechtssicherheit, welches der Richter unmittelbar produziert“ (S. 24). Man kann kein anschauliches Beispiel von Übertragung materieller Vorstellungen auf kulturelle Dinge bilden, als dieser Richter, der für den Schuster Rechtssicherheit produziert. Es sind hier dieselben Ideen, die Bernhardi bei Say bekämpft.

Ist es historisch, die Dienste als Güter aufzufassen und so die grofsen Gebiete der Kultur denen der wirtschaftlichen Thätigkeit einzuordnen? Es handelt sich hier um dieselbe Auffassung, die den Staat unter den Kapitalien erwähnte und die ist von der Bernhardis sehr weit entfernt.

---

[1]) Roscher a. a. O. I, S. 210.

[2]) Roscher a. a. O. I, S. 128.

[3]) Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. I, S. 143.

Besonders wichtig zur Vergleichung ist natürlich der Wert, die Grundlage der Erörterung bei Bernhardi und die Grundlage jeder logischen Betrachtung der theoretischen Nationalökonomie überhaupt. Die äufsere Einteilung in Gebrauchs- und Tauschwert ist hier und dort dieselbe, Produktion ist die Erzeugung neuer Brauchbarkeiten. Neue Stoffe zu erschaffen vermag kein Mensch.[1]) Die wirtschaftliche Thätigkeit beruht in dem Zusammenarbeiten von Natur und Mensch.[2]) Soweit stimmt alles überein.

Aber wenn Roscher schreibt: „Jedes Geschäft, dessen Leistung begehrt und angemessen bezahlt wird, hat produktiv gearbeitet. Unproduktiv nur dann, wenn niemand seine Leistung brauchen will oder bezahlen“ kann, dann liegt doch zweifellos eine Verwirrung von Tausch- und Gebrauchswert vor. Weiter erwähnt er den Sänger ohne Zuhörer, den Schriftsteller ohne Leser.[3]) Er vergifst hier den Gebrauchswert für den Produzenten, den Selbstzweck der Arbeit, mit dem Knies so gern operiert.

Produziert hat jeder, der Gebrauchswerte schafft. Ob diese dann in angemessener Weise bezahlt werden, das ist eine Frage des Verkehrs. Roscher bringt im wesentlichen die Werttheorie Hermanns und alles, was ich über diese gesagt habe, trifft auch hier zu.

Bernhardi, wie Roscher und Knies behaupten, dafs das Leben eines Volkes ein organisches Ganze ist, in dem man nicht einen Teil gesondert von dem anderen betrachten kann.[4]) Nur kommt es darauf an, wer diesen Satz konsequenter durchgeführt hat, Bernhardi oder seine Zeitgenossen. Die Frage ist wohl schon beantwortet, aber noch deutlicher geht das Resultat aus dem folgenden hervor, nämlich aus der Betrachtung der Produktionsfaktoren und ihres Verhältnisses untereinander.

Grundrente, Arbeitslohn und Kapitalrente erklärt Roscher richtig für Verkehrsformen.[5]) Die Grundrente sieht er ganz im Sinne Ricardos. Wenn er aber an anderer Stelle sagt: „man darf nie vergessen, dafs die Grundrente eine Aneignung von Geschenken der Natur . . . ist“,[6]) dann glaubt man A. Smith zu hören.

---

[1]) Roscher a. a. O., S. 67.
[2]) Knies a. a. O., S. 67.
[3]) Roscher a. a. O., S. 127.
[4]) Roscher a. a. O., §§ 52 ff.
Knies a. a. O., S. 141 ff.
[5]) Roscher a. a. O., S. 409.
[6]) Roscher a. a. O., S. 560.

Knies äufsert sich zu diesen Dingen nur derart, dafs Kapital ebenso, wie Grund und Boden von Urbeginn an zur Produktion gehört haben und dies auch stets thun würden.[1])

Nun zum Arbeitslohn und zur Stellung des Arbeiters in der Produktion. Die Arbeit ist eine Ware, die der Arbeiter ausbietet und zwar kann er es nie unter den Produktionskosten thun.[2]) Daraus folgen für Roscher zwei Möglichkeiten der sozialen Besserstellung der Arbeiter. Sie sollen ihre Bedürfnisse steigern, ein Vorschlag, den übrigens ähnlich schon Say zur Lösung der sozialen Frage gemacht hatte. Man mufs Roscher dasselbe antworten, was Bernhardi Say einwarf, wie soll der Arbeiter, dessen Lohn nur ein Mindestmafs beträgt, plötzlich seine Bedürfnisse steigern?

Roscher sagt zweitens, er soll die Zahl seiner Kinder beschränken, und verkündet mit den Worten „wohl aber hängt das zukünftige Angebot durch vermehrte oder verminderte Gröfse der Arbeiterfamilien von seinem eigenen Willen ab,[3]) die alte Lehre, die Bernhardi nicht für ausreichend befunden hatte.

Sehr wichtig ist das, was Roscher über Staatsmafsnahmen sagt, die den Schutz des Arbeiters bezwecken. Er geht von der falschen englischen Ansicht aus, dafs eine nützliche Arbeit immer Abnehmer findet. Dann folgt ein Trugschlufs, nämlich: Die Lage der Arbeiter kann sich bessern, wenn die Menge der Kapitalien rascher steigt als die Anzahl der Arbeiter. Wollte man ihnen ein Lohnminimum staatlich garantieren, so würde man ihnen gar nichts nützen. Die Arbeiter sparen nichts, „jede erzwungene Steigerung des Lohns — würde — von einer sparenden Klasse nehmen und einer nichtsparenden zulegen.“[4])

Darf man bei solchen Anschauungen überhaupt von einem Fortschritte, den Engländern gegenüber, reden? Ist es möglich, Bernhardi und Roscher auf eine Stufe zu stellen? Roscher schliefst seine Betrachtungen über die Verteilung, die auch den Arbeitern gerecht wird, mit dem etwas allgemeinen Satze: „Das beste Mittel, die Einkommenszweige in Harmonie zu erhalten, ist jedenfalls die allgemeine Thätigkeit“.[5])

Knies hebt entsprechend dem ganzen Charakter seines Werkes

---

[1]) Knies a. a. O., S. 100 ff.
[2]) Roscher a. a. O., S. 430.
[3]) Roscher a. a. O., S. 436.
[4]) Roscher a. a. O., S. 490 ff.
[5]) Roscher a. a. O., S. 560.

nur das hervor, was ein historischer Forscher seiner Betrachtung zu unterziehen habe, ohne selbst Lehrsätze aufzustellen. Er betont häufig den sittlichen Selbstzweck [1]) der Arbeit, gewifs ein Verdienst, aber die soziale Frage kann man mit solchen Betrachtungen nicht lösen.

Auch Knies Ausführungen über die Verteilung [2]) sind kritischer Natur. Er polemisiert gegen Smith und Ricardo ebenso wie gegen die Sozialisten. Sein positives Ergebnis ist, dafs eine mathematische Berechnung des Anteils der einzelnen Faktoren an der Produktion unmöglich, und dafs jede Verteilung nur bis zu einem gewissen Grade gut sein kann. Über den rechtmäfsigen Anteil des Arbeiters und ähnliche Fragen findet sich nichts. Die beste Verteilungsart kann keine Organisation besser bestimmen als die Erwägungen eines möglichst unparteiischen, einseitigen und wohlgesinnten Mannes.“ [3]) Knies schliefst mit den Worten, „dafs sich hier ein besonders wichtiges Arbeitsfeld für die Forschung ausgebildet hat.“ [4])

Den Kapitalgewinn trennt Roscher in Kapitalzins und Unternehmerlohn, wobei freilich beide nicht genügend getrennt, noch hinreichend klar behandelt sind. Der erste Abschnitt: „Kapitalzins“ ist ganz im Sinne Hermanns geschrieben und enthält nichts Wesentliches.

Der zweite Abschnitt aber: „Unternehmerlohn“ wird zu einer bei dem sonst so kühlen Roscher, der nicht einmal über das Recht oder Unrecht der Streiks zu einem Resultat kommt, überraschend warmen Verherrlichung.[5])

Er stellt den Unternehmern dar, der die Nächte kummervoll durchwacht und zitiert den bekannten Schillerschen Vers vom Meister, der sich immer plagen mufs. Ihn allein trifft die Gefahr. Seine Aufgabe ist es, „latente Bedürfnisse zu erwecken.“

Aber welche wirtschaftliche Bedeutung hat der Unternehmerlohn? Er ist derjenige Zweig des Volkseinkommens, in dem die meisten neuen Reichtümer gebildet werden. Grundbesitzer treiben standesgemäfsen Aufwand; Arbeiter können, wie wir gesehen haben, nicht sparen, also nur die Unternehmer, „die sachkundigsten, scharfsichtigsten und rührigsten Menschen,“ [6]) sammeln Kapitalien. Roscher sagt nicht

---

[1]) Knies a. a. O., S. 160 ff.
[2]) Knies a. a. O., S. 334 ff.
[3]) Knies a. a. O., S. 342.
[4]) Knies a. a. O., S. 343.
[5]) Roscher a. a. O., § 195 ff.
[6]) Roscher a. a. O., S. 548.

wie Ricardo, dafs in diesem Ersparen der eigentliche Zweck der Volkswirtschaft liegt; er überläfst es seinen Lesern, sich das aus seinen Worten zu ergänzen.

Über den Anteil, der dem Arbeiter rechtmäfsig am Produkt zukommt, über die Rolle, die das Kapital, „das tote Werkzeug," in der Volkswirtschaft spielt, darüber herrscht tiefes Schweigen. Roscher würde wahrscheinlich alle diese Fragen unhistorische genannt haben. Er giebt eine arbeitsreiche Geschichte des Zinssatzes und der Zinspolitik, aber das genügt nicht. Der Unterschied zwischen Bernhardi und Roscher auf diesen Gebieten ist nicht geringer als der zwischen Bernhardi und den Engländern; denn es sind mit geringen Abweichungen dieselben Ansichten, hier wie dort.

Welche Richtung Roscher einschlägt, sieht man völlig klar bei Betrachtung der Auffassung des Volkseinkommens, die als Abschlufs meiner Ausführungen über Roscher dienen möge. „Da die wirtschaftliche Produktion zunächst keinen anderen Zweck hat, als menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, so ist die bloíse Vermehrung des Roheinkommens gleichgültig. Eine Vermehrung des reinen giebt der Nation die Möglichkeit, entweder ihre Zahl, oder ihren Genufs zu vergröfsern" (S. 397).

Wieder kann ich nur dasselbe einwenden, was Bernhardi bei gleicher Gelegenheit gegen die Engländer bemerkt. Es ist nicht gleichgültig, ob von dem Volkseinkommen eine Million oder zehn Millionen Menschen ernährt werden. Die Hauptsache ist nicht, dafs das Kapital wächst, sondern dafs die Verteilung eine gute ist.

Roschers „System" bietet ein unschätzbares historisches Material; es ist die Arbeit eines unendlich fleifsigen Gelehrten. Er hat das unleugbare Verdienst an positivem Wissen, einen reichen Schatz aufgespeichert zu haben. Seine theoretischen Erörterungen aber bedeuten keinen Fortschritt. Er hat nicht die Engländer widerlegt, nein; er steht in allen wesentlichen Fragen auf ihrer Seite. Von der logischen Schärfe Bernhardis, der das ethische Prinzip in der Volkswirtschaft nicht erwähnte, sondern durchführte, ist er weit entfernt.

Knies' politische Ökonomie ist ein geistreiches und systematisch durchdachtes Werk. Aber was bietet es? Die Beschreibung der Methode der historischen Schule. Daneben laufen sehr schöne historische Betrachtungen, aber neue Gedanken, Bereicherungen der Theorie finden sich wenige. Seine Ideen haben oft viel Ähnlichkeit mit denen Bernhardis, aber es mangelt ihnen an Schärfe und zumal was die sozialen anbetrifft, an Eigenartigkeit.

B. Hildebrand, der Dritte im historischen Bunde, ist zweifellos ein klarer und feiner Kopf. Er hebt in seiner kurzen Kritik der englischen Theorie (S. 1—35) richtig die Fehler in ihren Hauptpunkten hervor. In dem Werke, dessen gröfster Teil der Kritik des Sozialismus gewidmet ist, findet sich vieles Treffende. Der soziale Wert jedes Erzeugnisses wird nicht durch die Arbeit, sondern durch sein Verhältnis zum Nationalbedürfnis bestimmt (S. 322). Es ist die gröfste „Errungenschaft der Civilisation, dafs sie das Mitgefühl der gebildeten Klassen an dem Geschicke der Nationen geweckt hat“ (S. 228), an dem grofsen sozialen Problem, dem gröfsten, „das jemals dem Menschengeschlechte zur Lösung vorgelegen hat“ (S. 227). Aber sein Werk ist keine abgeschlossene Arbeit, es ist, wie auch das Titelblatt verrät, der erste Band eines umfangreichen Systems. Es ist ein Wechsel auf die Zukunft, dafs dieser Wechsel niemals eingelöst worden ist, kommt erst in zweiter Reihe in Betracht.

Ich will nicht sagen, sein Werk sei nur eine Kritik. Auch eine Kritik kann fruchtbar sein, das hat gerade Bernhardi bewiesen. Der Unterschied ist nur der, dafs Bernhardis Kritik Ergebnisse hat, während Hildebrand für diese auf den zweiten Teil seines Werkes hinweist, der nie erschienen ist.

Welche Aufgabe hat denn die historische Schule erfüllt? Wir müssen zur Beantwortung dieser Frage die geistige Bewegung des XIX. Jahrhunderts kurz betrachten.

Es scheint der Beruf des XIX. Jahrhunderts gewesen zu sein, den Ideen, die in früheren Jahrhunderten entstanden sind, zur vollen Reife zu verhelfen.

Die Entwicklung der Technik schuf die Grundlage einer neuen Wirtschaftsordnung, in der die alten Gewalten der Feudalität, gegen die man in der Aufklärungszeit angekämpft hatte, jeden Stützpunkt verloren.

Das Aufblühen der Naturwissenschaften, die im Darwinismus einen Höhepunkt erreichten, verhalf dem heftigsten Materialismus zur Herrschaft in allen Geistesgebieten.

Im Gegensatze zu der Schwärmerei des Mittelalters ist die Neuzeit eine Periode des Realismus. Das XIX. Jahrhundert ist der Höhepunkt dieser Entwicklung, und als solcher eine Zeit der eifrigsten Arbeit auf allen Gebieten des Lebens.

Eine Schule der Arbeit ist die historische in der Nationalökonomie. Sie hat das Material aus der Gegenwart und der Vergangenheit zusammengetragen, sie hat die positiven Grundlagen geschaffen, auf

denen im Gegensatze zu der Spekulation vergangener Zeiten, Wahrheiten erstehen können.

Das XIX. Jahrhundert bildet den Höhepunkt einer realistischen Strömung in der Geschichte. Aber in jedem Höhepunkt liegt das Moment des Überwindens. Auf allen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens regt sich ein neuer Geist, der Idealismus; so auch in der Nationalökonomie die soziale Richtung.

Die historische Schule stand im Grunde noch auf dem Boden der alten Weltanschauung, wenn sich auch Ansätze zu einer sozialen Auffassung zeigen.

Bernhardis Richtung ist eine rein idealistische. Sein Werk bedeutet eine vollkommene Umkehr von dem überlebten Materialismus, die von den Grundlagen bis in die Einzelheiten durchgeführt ist. Wir finden bei ihm dieselben Ideen, wie im grofsen und ganzen bei A. Wagner und Schmoller, kurzum bei allen Neueren. Kein Wunder; denn es ist dieselbe Weltanschauung, die hier, wie dort herrscht.

Es ist ein grofser Verlust, dafs ein Werk von der Bedeutung unserer „Kritik“ nicht die gebührende Beachtung gefunden hat. Aber seine Zeit ist noch nicht vorbei, seine Lehren sind auch heute noch oder besser gerade heute aktuell, während Roscher und Knies nur noch ein wesentlich historisches Interesse haben.

Welche Gründe haben nun wohl dazu geführt, dafs Bernhardis Werk fast unbeachtet blieb?

Zunächst: es ist ein schweres Buch, dessen Lektüre Anstrengung erfordert. Aber sollte ein solcher Grund bei der zweifellosen Tiefe gerade der deutschen Forschung ernsthaft in Betracht kommen?

Das Werk ist in Petersburg erschienen, also abseits der grofsen Bildungszentren. Es ist von einem Gelehrten verfafst, den die zünftigen Nationalökonomen seiner Zeit wohl doch nur als einen Dilletanten auf ihrem Gebiete betrachtet haben. Aber das alles sind keine Gründe dafür, dafs heute das Werk nicht gelesen wird.

Es ist nur eins möglich, Bernhardis Buch hat seine Zeit überragt. Wir haben gesehen, dafs ein Kritiker an ihm tadelte, es zeige nicht den Statistiker. Seine Zeitgenossen haben es nicht hinreichend verstanden, darum haben sie es übersehen. Die Späteren haben es nicht kennengelernt, weil es Bernhardi infolge seiner Stellung und Beschäftigung unmöglich gewesen ist, sich eine Schule heranzubilden

Lebenslauf.

Am 11. Januar 1876 bin ich in Berlin geboren als Sohn des Kaufmanns Rudolf Demuth. Ich bin jüdischer Konfession. Zwölf Jahre hindurch besuchte ich das Wilhelmsgymnasium in Berlin, das ich zu Ostern 1894 mit dem Reifezeugnis verliess. Ich besuchte die Universitäten Freiburg, Strafsburg, München, Berlin, um juristischen Studien obzuliegen. Besonderen Einflufs übten auf mich die Herren Prof. Dr. Brentano in München und Prof. Dr. Knapp in Strafsburg aus, an deren Seminarien ich teilnahm.

1898 gab ich das juristische Studium auf, um mich mit Nationalökonomie zu beschäftigen. Ich nahm im Winter 1898 und im Jahre 1899 am Seminar des Herrn Prof. Dr. Pierstorff in Jena teil, dem ich an dieser Stelle besten und ergebensten Dank für die mir allgemein, und bei Anfertigung der vorliegenden Arbeit geleistete Unterstützung ausspreche.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.